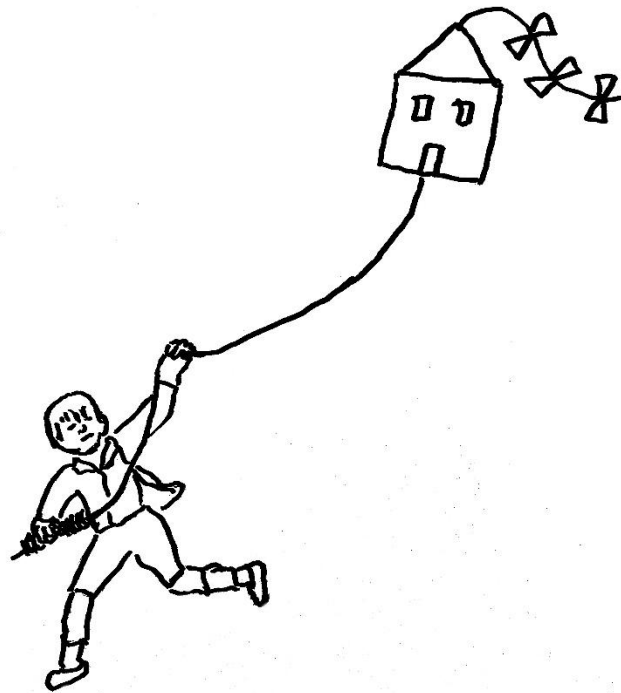


Die Zauberdrachenschnur

Ein Märchen für Kinder

von

Ludwig Strauß



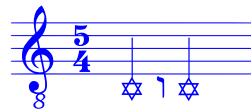
+

Noten für das Stück

Voskobari 722

für

klassische Gitarre



Coverbild: Annelie Weinberger

© 2026 Musikverlag Ulrich Greve
Musikverlag Ulrich Greve, Keßlerstr. 14, D-90489 Nürnberg
Website: <https://ulrich-greve.eu>
UG 1308

LUDWIG STRAUSS

Die Zauberdrachenschnur

Märchen für Kinder

1936

INHALT

Der alte Krug S. 5 / Das ungleiche Paar S. 15 / Gernegut und sein Wecker S. 43 / Die Zauberdrachenschnur S. 56 / Warum die Rur so große Bögen macht S. 66 / Die Wolkentochter S. 73 / Vom Baum, der laufen konnte S. 77 / Dampfreiterchen S. 84 / Wellenkind S. 86 / Die Brautfahrt nach Schweigenland S. 98 / Tag und Nacht S. 110

DER ALTE KRUG

VOR MEHREREN HUNDERT JAHREN zog ein jüdischer Handwerker, mit Namen Jerachmiel, von weither nach Jerusalem, weil er in der Heimat seiner Väter leben und sterben wollte. In einer der engen Straßen der Heiligen Stadt mietete er sich ein Gewölbe, in dem er sein Handwerk ausübte, nämlich tönerner Töpfe und Krüge auf der Scheibe drehte und im Ofen hart brannte, manche auch mit schönen Mustern bemalte und manche endlich mit leuchtender Glasur überzog. Hinter dem Gewölbe gabs noch ein Zimmerchen, in dem wohnte er mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn, der Menachem hieß. Wenn der Junge nicht lernte oder dem Vater half, dann saß er gern am Eingang der Werkstatt und schaute in die Töpfergasse hinaus, wo die Leute sich drängten in bunten Kleidern und die hohen, beladenen Kamele stolz und geduldig dahinschaukelten und die kleinen, beladenen Esel brav und geduldig dahintrappelten, und ihre Führer schrien „Achtung“, und die Verkäufer schrien ihre Ware aus, und alle Menschen schrien und sprachen durcheinander. Über das alles wölbte sich das Dach der Gasse, denn die Gassen im Basar sind zugedeckt, damit die Sonne im Sommer und der Regen im Winter abgehalten werden, und in dem Dach lagen große, viereckige Fenster mit geschmiedeten Gittern. Die Sonnenstrahlen fielen breit hindurch, und Millionen Stäubchen kreisten und wirbelten und glänzten in ihnen, schräg bis zum Boden hin-

ab, wo das Fenster und sein Gitter vom Schatten auf den Stein gemalt waren oder auf die Menschen und Tiere, die darüber gingen. Dort saß also Menachem und schaute oder träumte ins Licht hinaus, aber manchmal saß er auch in dein kleinen Kellergelass unter der Stube und träumte ins Dunkel hinein.

Menachem hatte viel Gänge zu Käufern für den Vater machen müssen, hierhin und dorthin hatte er Krüge gebracht und Töpfe, denn man kannte Jerachmiels Kunst in der ganzen Stadt. Aber seit einer Weile hatte er mehr Zeit zum Spielen und Schauen und Träumen als früher, auch war es leerer in der Halle des Vaters geworden. Die Drehscheibe drehte sich und surrte, und um die fliegende Scheibe wuchs wie hingezaubert unter den Händen des Vaters ein Gefäß nach dem andern, aber die Gefäße häuften sich im Gewölbe, und Käufer kamen immer seltener. Auch draußen in der Gasse war es leerer und stiller geworden, und ebenso auch in den anderen Gassen des Basars. Denn die Ernte war schlecht gewesen, Not war in Stadt und Land, und was man nicht unbedingt brauchte, das kaufte man nicht, und was man unbedingt brauchte, das konnte man oft auch nicht kaufen.

Menachem merkte wohl, dass Vater und Mutter in großer Sorge waren. Oft hörte er sie seufzen, und oft sahen sie traurig aus und hörten auf zu reden, wenn er hereinkam, weil sie wohl von ihren Sorgen geredet hatten. Auch wurde das Essen knapper im Haus, und oft stand Menachem vom Tisch auf, ohne recht satt zu sein; einmal hatte er nach mehr verlangt, da hatte die Mutter zu weinen begonnen, und nun sagte er's

nicht mehr, wenn er hungrig blieb, um die Eltern nicht noch mehr zu betrüben.

Eines Tages sah Menachem einen wunderschönen alten Krug in der Werkstatt seines Vaters stehen, und er sah auch, wie der Vater sich abmühte, einen ihm genau gleichen Krug zu verfertigen. Das gelang ihm mit der Form des Kruges gut genug; sie geriet unter seinen Händen genau so schlank und leicht und schön wie die des alten. Aber es gelang ihm schlecht mit der Farbe, denn die gemalten Blumen auf dem alten Krug hatten ein Gelb und ein Rot, so fremdartig rein und trocken leuchtend, wie es Menachem nie gesehen hatte. Nun saß der Vater Tage lang und mischte Farben, strich sie auf, verglich sie mit den alten, stöhnte, weil er's wieder nicht getroffen hatte, und begann seine Arbeit von neuem. Das Surren der Drehscheibe schwieg im Gewölbe, nichts war zu hören als des Vaters leise Bewegungen und immer wieder sein Seufzen.

In diesen Tagen wachte Menachem einmal nachts auf und sah durch die Spalten der Tür Lichtschein in der Werkstatt. Er stand leise auf, um nicht die Mutter zu wecken, ganz leise machte er die Tür auf, da sah er den Vater wieder über seinen Farben sitzen. Er schlich sich zu ihm, setzte sich auf seinen Schoß, schmiegte sein Gesicht in den Bart des Vaters und fragte ihn, warum er sich denn mit dem alten Krug so abmühte, da er doch so schöne neue machen könnte, warum er so viel vergebliche Arbeit und Sorge an die alten Farben setzte und warum er sich nicht einmal den Schlaf in der Nacht gönnte des Krugs wegen. Und das fragte er so lange und so dring-

lich, dass ihm der Vater schließlich erzählte, wie es stand. Jerachmiel hatte dem Herrn des Hauses seit Monaten das Mietgeld schuldig bleiben müssen; nach dem Gesetz des Landes zu jener Zeit konnte ihn der Hausherr nun nicht nur aus der Wohnung jagen, sondern ihn auch ins Gefängnis werfen, bis die Schuld bezahlt war. Jerachmiel hatte ihn vielfach gebeten, bis zu besseren Tagen zu warten; er sollte dann gewiss jeden Pfennig, der ihm zustand, bekommen. Der Hausherr hatte sich auch erbitten lassen, aber unter einer Bedingung: es war beim Ackern auf einem Feld, das ihm gehörte, jener wunderschöne alte Krug gefunden worden; nun wünschte er sich als Gegenstück dazu einen zweiten Krug von genau der gleichen Form und Bemalung und Glasur. Gelänge es der Kunst Jerachmiels, einen solchen Krug zu machen, so sollte die Bezahlung der Schuld aufgeschoben werden, gelänge es aber nicht bis dann und dann, so sollte der Meister in den Schuldturm geworfen und seine Frau und sein Kind sollten aus dem Hause getrieben werden. Nun war den nächsten Abend die Frist verstrichen, und noch war die Aufgabe nicht gelöst. Darum saß Jerachmiel und mühte sich ab in der Nacht. Am Ende seiner Erzählung sagte der Vater: „Die Bedingung kann ich aber so wenig erfüllen, wie ich den alten Meister im Reich der Toten finden und ihn fragen kann, wie er die Farben zu dem alten Krug gemischt hat.“ „Warum kann denn das nicht sein?“ fragte Menachem, und er wurde ganz heiß und rot im Gedanken, dass er vielleicht dem Vater helfen könnte.

„Warum?“ fragte der Vater zurück und lachte ein

bisschen. „Weißt du wohl den Eingang zum Totenreich?“ „Ich glaube, ja!“ antwortete Menachem ganz ernst. Und als der Vater böse werden wollte, und ihm verwies, Unsinn zu schwätzen in solch einer ernstesten Stunde, da bat er ihn sehr, ihn doch anzuhören und ihm zu folgen; vielleicht wisse er Hilfe. Und schließlich gab der Vater nach, nahm eine kleine Öllampe in die Hand und ging hinter Menachem her. Menachem ging durch die Stube, in der die Mutter schlief, sie stiegen miteinander die Treppe hinab in das Kellergelass, und dort rückte Menachem eine alte Truhe, die schon, als sie einzogen, dagestanden hatte, von der Wand fort. Nun sah man unten in der Mauer eine niedrige Öffnung. Der Kleine kroch gleich flink und gelenkig wie ein Schlänglein in das Loch, der Vater folgte brummend nach, er konnte sich nur schwer hindurchzwängen. Sie mussten durch einen engen Gang kriechen, der Kleine auf allen Vieren, der Vater bäuchlings, dann kamen sie in einen Raum, der so groß war, dass sie sich aufrichten konnten. Nun standen sie in einer der großen Höhlen, die sich mit vielen Gängen unter der Stadt Jerusalem durch den Felsen ziehen, und die Höhle schien sich vor ihnen ohne Ende in die Dunkelheit hin auszudehnen.

Der Vater fragte erstaunt, woher der Kleine von dieser Höhle und dem Zugang zu ihr wisse. „Mir ist einmal der Ball unter die Truhe gerollt“, sagte Menachem, „und als ich sie abrückte und das Loch in der Mauer fand, da war ich so neugierig, dass ich’s nicht lassen konnte, hineinzukriechen. Aber

weiter als bis hierher hab ich mich allein nicht getraut.“

„Und warum hast du uns nie davon gesprochen?“ fragte der Vater weiter.

„Ich weiß nicht recht“, antwortete Menachem, „mir war, als wär’s ein Geheimnis, das mir allein anvertraut wäre und das ich nicht verraten dürfte vor der Zeit.“

Sie hatten beide ganz leise gesprochen, und wie sie nun still waren, wars Menachem schaurig vor der weiten Dunkelheit und Tiefe und er schmiegte sich eng an den Vater.

„Bist du bange?“ fragte der.

„Wenn ich deine Hand halte, nicht“, sagte Menachem, und dann riss er sich zusammen und rief: „Nein, gar nicht bin ich bang!“. Da tönte der laute Ruf von vielen Echos aus der Tiefe zurück, und Menachem erschrak, aber er fasste sich ein Herz und sagte:

„Hörst du die Stimmen, Vater? Sicher kann man hier die Geister der Toten treffen, wenn man eine Frage an sie hat. Bitte, lass uns zusammen tiefer in die Höhle gehn!“

Was kann es noch schaden? dachte der Vater, und wer weiß, was man hier alles finden mag? Am Ende einen zweiten Krug wie jenen ersten! Er sagte, wie er sonst vor einer großen Wanderung zu tun pflegte: „Der Prophet Elijahu möge uns begegnen!“ und der Kleine sagte die Worte recht von Herzen nach, denn er hatte viele Geschichten gehört von dem wandernden Propheten, der einst auf dem Wagen von Feuer und mit den Pferden von Feuer zum Himmel hinauffuhr, aber immer

wieder zur Erde zurückkehrt, um zu trösten und zu raten und zu helfen. Dann schritt Jerachmiel vorsichtig voran, in der einen Hand das flackernde Lämpchen, in der andern die Hand seines kleinen Sohns.

Manchmal waren Wände und Decken so weit fort, dass man nichts von ihnen sah, manchmal wölbten sie sich nah um die beiden und über ihnen, so dass das Licht von dem glatten, feuchten Stein zurückschien. Manchmal konnten sie aufrecht gehn, manchmal mussten sie kriechen. Sie hörten nichts als ihre eigenen Schritte und das Echo ihrer Schritte, das manchmal stark und manchmal schwächer sie begleitete, und ein leises Sausen umher, denn immer wehte ihnen ein leichter, kühler Wind entgegen.

Als sie eine Weile so gegangen waren, kam plötzlich aus einem Seitengang ein starkes, eisiges Wehen und blies laut rauschend das schwache Lichtchen, das ihnen leuchtete, aus. Menachem schrie auf vor Schrecken, der Vater aber sagte: „Still! Lass uns umkehren! Halte nur gut meine Hand fest!“ Das tat Menachem, und Jerachmiel tastete sich behutsam an der Wand hin zurück, wie er meinte. Aber er meinte es bloß, denn als sie lange schweigend durch die Dunkelheit sich ihren Weg gesucht hatten, ohne den Ausgang wiederzufinden, da merkten sie beide, dass sie sich verirrt hatten. Der Vater blieb stehen, und Menachem hätte fast geweint, aber er biss die Zähne zusammen und hielt tapfer still; nur sein Gesicht presste er in des Vaters Rock, weil das große Dunkel ihn ängstigte, wenn er hineinsah.

Da fühlte er, wie der Vater zusammenzuckte; erschrocken blickte er auf und sah aus der Tiefe des Gangs her einen weißen Lichtschein auf sie zukommen. „Schnell zur Seite!“ rief der Vater, „wer weiß, wer da kommt!“ Aber jetzt war Menachem ganz fröhlich und fürchtete sich gar nicht mehr. „Das ist gewiss der Prophet Elijahu“, rief er, „wir haben doch gebetet, dass er uns begegnen soll!“ Und indem war auch der Schein schon ganz nahe, und in ihm ging ein schöner, alter Mann mit langem, weißem Bart, aber mit rüstigen Schritten wie ein Junger, der viel zu wandern gewohnt ist. Er trug keine Lampe, sondern die Helligkeit, die ihn umgab, schien von ihm selber auszustrahlen.

Der Greis blieb stehen und bot den beiden den Friedensgruß, den sie ihm erwiderten; aber der Friede, den man sonst einander wünscht, ohne viel an ihn zu denken oder von ihm zu fühlen, kam nun wirklich in ihre Herzen, sobald der Alte nur das Wort „Frieden“ aussprach. Er fragte nach dem Ziel ihres Wegs, und Jerachmiel, der jetzt gar nicht mehr lachte über Menachems Suchen nach dem toten Töpfermeister, erzählte ihm von seiner Not und von seinem Wunsch. Der Alte sprach: „Ich will euch dahinführen, wo früher die Werkstatt des Meisters stand, der jenen Krug gemacht hat. Jetzt steht wohl an der Stelle ein anderes Haus, aber die Töpfergasse von damals ist Töpfergasse geblieben, und eine Töpferwerkstatt ist auch in dem neuen Haus, und wenn Gott uns gnädig ist, so finden wir vielleicht den alten Meister da, wo er zu seinen Lebzeiten gearbeitet hat.“

Als er das gesagt hatte, schritt der Alte voran, die beiden folgten ihm nach und sahen immer nur den Lichtschein vor sich her gehen und sie führen und den Alten mitten darin wie in einem Ei aus Licht; sonst verschwand alles in einer Dunkelheit, die gegen die weiße Helle nur noch tiefer und schwärzer aussah. Sie folgten durch viele Gänge, bald gehend, bald kriechend, bis sie endlich eine Treppe hinaufstiegen, durch eine Türe gingen und durch eine zweite Tür, und der Alte mit ihnen stehen blieb. Sie hörten das Surren einer Töpferscheibe, der Alte trat einen Schritt vor, da sahen sie im Lichtkreis einen Töpfer sitzen, sein Fuß trat unaufhörlich das Brett, die Scheibe flog blitzschnell im Kreis, und unter den Händen, die das Holz an dem kreisenden Ton entlangführten, wuchs wie hingezaubert der Krug.

Der Alte rief den Töpfer an, da hörte er auf, das Brett zu treten und den Ton zu formen. Der Alte griff ihn und Jerachmiel an den Händen und führte ihre Hände zusammen, und sowie sie sich die Hand gegeben hatten, war er verschwunden; nur sein Lichtkreis blieb. In den Lichtkreis hinein aber hockten Jerachmiel und der Geist des alten Meisters sich hin. Farben und Pinsel lagen vor ihnen am Boden, und der Tote unterwies den Lebenden in vielen Geheimnissen der Farbenmischkunst, des Brennens und des Glasierens, auch in denen, die er brauchte, um einen Krug zu machen, genau wie jener alte Krug gemacht war. Menachem, der gar nicht müde wurde, hockte am Rande des Lichtkreises, schaute den beiden zu und horchte auf die Geisterrede. So saßen sie zu dreien, bis der

Morgen dämmerte. Da zerfloss die Geistergestalt mit dem Lichtkreis in die erste Tageshelle.

Vater und Sohn rieben sich die Augen, und Jerachmiel sagte zu Menachem: „Komm, wir wollen uns aufmachen und heimgehen.“ Als sie aber aufgestanden waren und nach einem Ausgang Umschau hielten, da erkannten sie, dass vor ihnen Jerachmiels eigenes Werkzeug lag, und an seiner eigenen Töpferscheibe hatte der tote Meister gesessen und geformt, und in die eigene Werkstatt hatte der Prophet Elijahu sie zurückgeführt. Möge er auch uns beegnen, wenn wir uns verirrt haben, und uns helfen, wenn wir in Not sind, wie Jerachmiel und den Seinen!

DAS UNGLEICHE PAAR

IN DER BERGWÜSTE JUDA, in einer tiefen Felsenschlucht mit steilen Wänden, liegt die Stadt der Riesen, Anakia. Du kannst durch die Schlucht gehen und nichts von ihr sehen als viele Höhlen, die aussehen wie all die andern Höhlen in all den andern Schluchten des Gebirges. Würdest du aber hinein gehen in eine der Höhlen, dann sähest du, dass große, schöne Wohnungen in den Felsen gehauen sind, mit langen Schächten, die von den Decken bis zur Berghöhe reichen und durch die das Tageslicht in die Höhlen herunterkommt. Dort hausen die Riesen, die von den Menschen nichts wissen wollen und deshalb versteckt im Berge leben. Nur selten sieht einmal ein Wanderer einen von ihnen, wenn er am Bache Wasser schöpft. Sobald der Riese aber den Menschen bemerkt, kehrt er sich ab und verschwindet in den Felsen.

In Anakia war ein junger Riese aufgewachsen, der hieß Ratapomm. Als er in das Alter kam, sich eine Frau zu suchen, da erschien ihm im Traum ein Mädchen, das ihm so sehr gefiel, dass er sich sagte: „Nur die will ich heiraten und keine sonst.“ Und als er aufwachte, sah er sie noch ganz deutlich vor Augen und auch den Klang ihrer Stimme konnte er noch ganz deutlich hören. Aber in ganz Anakia war kein Mädchen, das so aussah wie die, die ihm im Traum erschienen war. Die eine hatte Augen ähnlich wie das Traummädchen, die andere hatte Haare ähnlich wie

sie, wieder eine andere hatte einen ähnlichen Mund, wieder eine andere hatte eine ähnliche Nase, aber keine sah ihr ganz ähnlich. Einmal sah er im Felsengang zwischen den Riesenwohnungen ein Mädchen vor sich gehen, das hatte ihren Gang und ihre Gestalt; er ging schneller, um sie zu überholen, aber wie er ihr ins Gesicht sah, da war es ein fremdes Gesicht und gar nicht dem ähnlich, das er suchte. Endlich beschloss er, auf die Wanderschaft zu gehen und draußen in der Welt das Mädchen zu suchen, das er im Traum gesehen hatte. Er hatte gehört, dass fern im Norden, im Gebirge Libanon, noch eine Riesenstadt wäre, Nafilia mit Namen. Dorthin wollte er nun zuerst wandern, vielleicht fand er sie dort. Aber alle seine Freunde redeten ihm von der Wanderung ab, denn es war lange nicht mehr vorgekommen, dass einer aus Anakia in die Welt hinaus gegangen war. Die Menschen waren immer mächtiger geworden, sie hatten Maschinen und Eisenbahnen und Autos, Flugzeuge und Kanonen und Gewehre, so konnten die Riesen keine Macht mehr über sie haben. Und nun fürchteten sie, die Menschen würden sie fortjagen, wenn sie kämen, oder sie würden sie fangen und für sich arbeiten lassen, oder sie würden sie wegen ihrer Länge verspotten. Ratapomms Freunde sagten ihm das alles und sagten ihm noch dazu: „Wie willst du dich auch in der weiten Welt zurechtfinden? Nur die Menschen wissen in ihr Bescheid, und die sind uns nicht freud und werden dir nicht helfen.“ Aber Ratapomm ließ sich nicht Bange machen und ging in die Welt hinaus.

Er ging durch das Gebirge Juda und machte einen großen Bogen um alle Häuser und Dörfer, um ja keinem Menschen zu begegnen, auch um die Stadt Jerusalem machte er einen großen Bogen. Er ging immer in derselben Richtung, in der die Sonne ging, denn zu der hatte er Vertrauen, sie würde ihn schon richtig führen. Abends ging die Sonne unter, da hatte er keinen Führer mehr und legte sich hin und schlief. Aber am Morgen, wenn die Sonne aufging, schaute er hin, nach welcher Richtung sie ginge, und ging wieder nach der gleichen Richtung. Am zweiten Tag hatte er wohl noch zu essen bei sich, aber nichts mehr zu trinken, und die Tage waren heiß, und der Durst war groß. Gern wäre er zu einem Brunnen gegangen, aber wo ein Brunnen war, da war auch ein Haus, und wo eine Quelle war, da war ein Dorf. So konnte er nicht zum Wasser kommen, ohne zu den Menschen zu kommen, denen er doch nicht begegnen wollte.

Unterdessen war er zum Rand des Gebirges gelangt, er hatte auch schon von weitem das große Meer gesehen und dachte sicher, es noch vor Abend zu erreichen, denn er konnte mit seinen langen Beinen gut dreimal so schnell gehen wie ein Mensch. Aber der Durst quälte ihn so, dass er's nicht mehr aushielt. So ging er denn an ein einzelnes Haus heran, das nah am Bergfuß in der Ebene stand, bückte sich und klopfte an; vielleicht würden doch die Menschen nicht so böse sein, wie die Riesen dachten, und ihm einen Trunk Wasser geben.

In dem Haus wohnte ein uralter Mann, der begrüßte

ihn so freundlich, als ob er sich gar nicht wunderte, dass da ein Riese vor seiner Tür stand. Er lud ihn ein, sich im Schatten des Hauses auszuruhen, denn hineingehen konnte er wegen seiner Größe ja nicht, und holte ihm Wasser zu trinken und auch seine Flasche ließ er ihn noch mit kühlem Wasser füllen. Dann setzte er sich neben ihn in den Schatten des Hauses und fragte ihn, woher er käme und wohin er wollte. Der Riese fasste Vertrauen zu dem Alten und erzählte ihm alles. „Da hast du noch weit zu wandern“, sagte der Alte, „denn in eine Eisenbahn gehst du ja nicht hinein. Aber wenn du hinunter ans Meer gehst und dann nach rechts, immer am Meer entlang, am Karmelgebirge und der Stadt Haifa vorbei bis zu der Stadt Beirut, dann wirst du schließlich das Gebirge Libanon vor dir sehen.“

„Aber wie finde ich dort die Riesenstadt Nafilia?“ fragte Ratapomm. „Sie wird doch ebenso verborgen in den Bergen sein wie meine Heimatstadt, denn die Riesen wollen nichts mit den Menschen zu tun haben, und so wird mir niemand sagen können, wo ich sie finde, auch wenn alle Menschen so gut und freundlich zu mir sind wie du.“

„Das werden vielleicht nicht alle sein“, sagte der Alte, „wenn auch nicht alle so böse sind, wie ihr Riesen meint. Aber vielleicht kann ich dir helfen. Weißt du, was ein Kompass ist?“

Das wusste Ratapomm nicht, weil es in Anakia sowas nicht gab, aber der Alte holte einen aus der Tasche und erklärte ihm, dass die bewegliche Nadel unterm Glas bei einem gewöhnlichen Kompass immer

nach Norden zeigt. „Bei diesem Kompass freilich“, sagte der Alte, „ist die Sache anders. Die Nadel zeigt immer in die Richtung, in die man gerade gehen soll, so dass man mit diesem Kompass sich nicht verirren kann. Mein Vater hat ihn mir vererbt, und der hatte ihn von meinem Großvater, der ein großer Zauberer war. Als ich so jung war wie du, da ließ mein Vater meinen Bruder und mich wählen, was wir haben wollten, den Zauberstab des Großvaters oder diesen Kompass. Mein jüngerer Bruder wählte den Stab und ist ein mächtiger Zauberer geworden. Ich aber hatte am Zaubern keine Freude, ich wollte nur gerne die Welt sehen, und mit diesem Kompass bin ich viel gewandert und habe viel gesehen, ohne mich je zu verirren, und habe immer wieder den Heimweg gefunden, wenn es Zeit war. Nun bin ich ein alter Mann und sitze am liebsten zu Hause und erinnere mich an alles, was ich gesehen habe, und denke darüber nach. Zum Wandern habe ich keine Lust mehr, also brauch ich auch den Kompass nicht mehr, und Kinder, denen ich ihn vererben könnte, habe ich nicht. Aber du gefällst mir und scheinst mir ein gutes Herz zu haben, und den Kompass kannst du auch gut brauchen. Also will ich ihn dir geben, wenn du mir dafür einen Gefallen tun willst.“

„Von Herzen gerne, wenn ich's kann“, sagte der junge Riese und freute sich sehr. „Was für einen Gefallen denn?“ Der Alte sagte: „Auf dem Libanon, ganz hoch oben, steht ein uralter, großer Zedernwald. Das ist der Zauberwald, und in seiner Mitte steht das Schloss des

Zauberkönigs. Der Zauberkönig aber, das ist mein jüngerer Bruder, den ich vor vielen Jahren dort besucht habe, und seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört. Wenn du das Mädchen gefunden hast, das du suchst, geh zum Zauberkönig und grüß ihn von mir und frag ihn, wie es ihm geht, und sag ihm, mir ginge es gut und dass du mich hier gesehen hast im Haus unseres Vaters. Und auf dem Rückweg komm wieder zu mir und erzähle mir von ihm, damit ich noch einmal von ihm höre, ehe ich sterbe.“ Ratapomm versprach es ihm und bekam von ihm den Kompass und dankte ihm sehr. Dann fragte er noch einmal: „Und wird er mir auch bestimmt den richtigen Weg nach Nafilia zeigen?“

„Er wird dir immer den richtigen Weg dahin zeigen, wohin du kommen sollst“, antwortete der Alte.

Da nahm Ratapomm Abschied von ihm, machte sich auf und zog weiter, denn er war ungeduldig, seine Frau zu finden, und wollte sich keine Minute länger versäumen. Er machte den Weg, den ihm der Alte beschrieben hatte, und manchmal sah er auf den Kompass, und die Nadel zeigte immer den beschriebenen Weg, zuerst nach Westen, dann am Meer entlang nach Norden. Ratapomm fürchtete sich nun auch nicht mehr so vor den Menschen und bat sie ruhig um einen Trunk, wenn ihn dürstete. Freilich hatten viele Angst vor ihm und liefen weg, wenn er nahekam, und manche verspotteten ihn wegen seiner Länge, aber viele waren doch gut und freundlich zu ihm, wenn sie sich auch wunderten, dass er so groß war. Endlich kam er in die Stadt Beirut, und von

dort sah er ganz nah den Libanon mit vielen Bergen und Tälern.

Als er sah, wie viele Berge und wie viele Täler das Gebirge hatte und wie alle Berge und Täler ihn anschauten, als riefen sie: „Komm zu mir!“, da wurde ihm bange, ob er wohl den rechten Weg finden würde. Aber er hatte ja den Kompass in der Tasche, zog ihn hervor und schaute nach: da zeigte die Nadel eine bestimmte Straße aufs Gebirge zu. Und Ratapomm fasste wieder Mut und ging die Straße. Kaum war er am Rand des Waldes, der sich den Hang des ersten Hügels hinaufzog, da bemerkte er Zeichen, die in die Rinde eines großen alten Kiefernbaums geschnitten waren. Die Zeichen waren ihm bekannt, es waren Buchstaben in der Schrift der Riesen, die kein Mensch lesen konnte. Ratapomm aber las sie, und da war es der Name der Stadt, die er suchte: Nafilia. Da wurde er sehr froh und ging weiter, und an jedem Kreuzweg und jeder Weggabel stand wieder das Wort Nafilia und zeigte ihm, welchen Weg er wählen sollte.

Auf einmal fiel ihm ein, dass er den Kompass fast vergessen hatte. Er zog ihn hervor und sah, dass die Nadel denselben Weg zeigte wie die Schrift an den Baumrinden. So kam er immer höher ins Gebirge und sah bald auf die Bäume, bald auf den Kompass und freute sich, dass die Nadel und die Schrift einig waren. Aber bei einer Weggabel waren sie auf einmal nicht mehr einig: die Nadel zeigte den Weg nach links, und am Weg nach rechts stand das Wort Nafilia. Ratapomm wusste nicht, was er tun sollte, und weil es schon dunkelte und er müde war, dachte er: „Vielleicht seh' ich

die Nadel nur im Dunkeln zu ungenau. Ich will mich hinlegen und schlafen; morgen wird schon alles klar sein.“ Und er legte sich in den Wald hin und schlief. Als er aufwachte, stand die Sonne schon am Himmel. Ratapomm konnte nun die Nadel am Kompass genau sehen und die Schrift am Baum auch, aber sie waren sich noch ebenso wenig einig wie am Abend zuvor: die Nadel zeigte ganz deutlich nach links, und die Schrift zeigte ganz deutlich nach rechts, und so oft er auch von einer zur andern sah, jede blieb bei ihrer Meinung. Schließlich dachte er: ein Kompass kann auch mal falsch zeigen, aber ein vernünftiger Riese kann doch nicht den Wegweiser nach seiner eigenen Stadt an den falschen Weg schreiben. Und so folgte er der Schrift und ging nach rechts, und richtig, nach ein paar Stunden kam er schon an einen großen Höhleneingang, den Eingang zu der Stadt Nafilia.

Die Riesen von Nafilia empfingen Ratapomm sehr freundlich. Es kamen so selten Gäste aus der weiten Welt zu ihnen, denn die Riesen wurden in allen Ländern immer weniger und verkrochen sich immer mehr in ihre Berghöhlen. So musste Ratapomm zum König von Nafilia ins Schloss kommen und musste von Anakia erzählen und von allen Städten und Dörfern der Menschen, durch die er gewandert war, und alle Riesen aus Nafilia waren im großen Saal versammelt und hörten ihm zu und freuten sich, einmal was Neues zu hören. Während nun Ratapomm erzählte, schaute er sich alle Mädchen an, die mit im Saale waren, ob sein Traummädchen nicht dabei wäre. Aber im ganzen Saal war kein Mädchen, das ihr gleich sah. Die eine

hatte Augen ähnlich wie sie, die andere hatte Haare ähnlich wie sie, wieder eine andere hatte einen ähnlichen Mund, wieder eine andere hatte eine ähnliche Nase, aber keine sah ihr ganz ähnlich. Eine schien wirklich ein Gesicht zu haben, das ihr ganz ähnlich sah, aber wie sie die Augen hob und ihn anschaute, da hatte sie nicht so einen lieben und klaren Blick wie das Mädchen im Traume, sondern einen bösen und fremden Blick, und als sie ihn etwas fragte, da klang auch ihre Stimme ganz anders, als die Stimme im Traum geklungen hatte. Noch zwei Tage blieb Ratapomm in Nafilia und ging durch alle Straßen und suchte vergeblich. Alle Leute waren sehr freundlich zu ihm, und der König hätte gern gesehen, dass er seine Tochter oder ein anderes Mädchen aus Nafilia geheiratet hätte und bei ihnen geblieben wäre, aber Ratapomm wurde immer trauriger, weil er das Mädchen, das er suchte, nicht fand, und als er auf seinen Kompass schaute, da zeigte die Nadel den Weg zurück, den er gekommen war.

Da erinnerte er sich, wie die Nadel nach links gezeigt hatte, als der Wegweiser nach rechts zeigte, und er fragte einen Riesen aus Nafilia, ob man vielleicht, wenn man an der letzten Weggabel den Weg nach links gegangen wäre, zu einem andern Nafilia oder sonst einer Riesenstadt hätte kommen können. „Nein“, sagte der Riese, „da wärst du zu der Zwergenstadt Gamadia gekommen. Dort wohnen kleine Wesen, die dir kaum bis über die Fußknöchel reichen und gegen die die kleinen Menschen noch wahre Riesen sind.“ Nun, dachte Ratapomm, mit diesen klei-

nen Leuten werde ich nichts anfangen können. Und er war noch viel trauriger, weil er sich nun gar keinen Ort mehr denken konnte, an dem ihm das Mädchen aus dem Traum noch begegnen würde. Aber er nahm sich vor, jetzt nicht mehr auf Wegweiser zu achten und auf Leute zu hören und sich auch selber nicht mehr viel zu überlegen, sondern einfach dem Kompass zu folgen, wohin die Nadel zeigte. So machte er sich denn aus Nafilia fort und ging den Weg zurück, den er gekommen war. Als er zu der Weggabel kam, an der er vor drei Tagen nach rechts gegangen war, schaute er wieder auf den Kompass, und die Nadel zeigte wieder den linken Weg. Also ging er nun den linken Weg und machte recht große Schritte, um bald zum Ziele zu kommen. Als er aber nach einer Weile wieder auf den Kompass sah, da zeigte die Nadel rückwärts in der Richtung, aus der er kam. Erst wollte er auf den Kompass schimpfen, aber dann fiel ihm ein, dass er wohl zu weit gegangen war. Also ging er zurück und machte aus lauter Ungeduld noch größere Schritte als zuvor. Aber als er nach kaum fünf Minuten wieder auf den Kompass schaute, da zeigte die Nadel schon wieder in die umgekehrte Richtung, in der er doch zuvor schon einmal gegangen war. Erst wurde er ganz kribbelig vor Ungeduld und schimpfte fürchterlich auf den Kompass und seine Launen, aber der machte sich gar nichts draus und zeigte weiter in die gleiche Richtung. Da fiel ihm ein, dass er vielleicht zu große Schritte gemacht hatte und wieder am Ziel vorüber gegangen war. So nahm er sich denn vor, ganz geduldig zu sein,

und ging langsam mit kleinen Schritten zurück, und den Kompass hielt er immer vor sich auf der Hand und sah nur auf die Nadel, so dass er einmal über einen Stein stolperte und fast seiner ganzen Riesenlänge nach auf den Boden gefallen wäre.

Aber darauf achtete Ratapomm nicht und schaute immer nur weiter auf die Nadel. Da sah er, wie auf einmal die Nadel zuckte und sich nach links drehte. Er schaute nach links, aber da war kein Weg, nur ein steiler Felshang. Fast hätte er schon versucht, den glatten Stein hinauf zu klettern, als er merkte, dass zu seinen Füßen ein Loch im Felsen war, das ihm noch nicht ganz bis zum Knie reichte. Er legte sich auf den Boden und schaute in das Loch hinein und sah, dass es der Eingang zu einer großen, schön gewölbten Höhle war, in die von oben her Licht kam, ganz wie bei den Felsenstädten der Riesen. Und in der Höhle sah er die Zwergenstadt Gamadia liegen, lauter Häuschen, von denen die größten ihm, wenn er gestanden hätte, grad ans Knie gegangen wären. Um die Häuser waren kleine Gärtchen mit kniehohen Palmen und handgroßen Blumenbeeten. Und zwischen den Häusern gab es saubere Straßen, auf denen kleine Wagen fuhren mit kleinen Pferdchen davor, und die ganze Höhle klang wider vom Gebimmel der goldenen Schellchen, die im Geschirr der Pferde hingen. In den Gärten und auf den Straßen sah man die kleinen Einwohner von Gamadia gehen und fahren, sitzen und stehen, arbeiten und schwätzen, und das Ganze war wie eine wunderschöne Spielzeugstadt, nur eben lebendig.

Der junge Riese schaute und schaute und konnte sich nicht satt sehen und vergaß überm Schauen alles, was er wollte, und dass er eigentlich traurig und ungeduldig war, und wurde wieder so vergnügt wie als Kind, wenn er mit einem neuen, schönen Spielzeug gespielt hatte. Aber nun fiel ihm der Kompass wieder ein, den er immer noch in der rechten Hand hielt. Er schaute hin und sah, dass die Nadel mitten in den Höhleneingang zeigte. Was half ihm das? Der Eingang war doch so eng und niedrig, dass er wohl noch gut hindurchgucken konnte, aber nie hätte hereinkommen können, und wäre er doch hereingekommen, so hätte er immerzu achtgeben müssen, dass er Häuser und Gärten und Zwerge nicht zertrat. So schaute er bald die Nadel an und bald die Zwergenstadt in der Höhle und machte ein dummes Gesicht dazu.

Auf einmal tat die Nadel unvermutet einen ganz kleinen Ruck, so dass er ordentlich erschrak. Er sah in der Richtung, in die sie nun zeigte, und erschrak noch mehr, denn da kam aus der Tür eines Zwergenhauses am Stadtrand ein Zwergenmädchen mit einem Korb im Arm und trat in den Garten, und es sah genauso aus und ging genauso wie das Mädchen in seinem Traum, nur dass es so viel kleiner war. Jetzt kam es aus dem Garten heraus und ging auf den Höhleneingang zu, und die Nadel am Kompass drehte sich langsam mit ihren Schritten und zeigte immerzu auf das Zwergenmädchen. Ratapomm stand schnell auf und versteckte sich hinter einem Felsvorsprung, damit sie nicht erschrecken sollte, wenn sie herauskäme und ihn plötzlich sähe. Und sie kam aus dem Höhlenein-

gang heraus und ging den Weg, den Ratapomm gekommen war.

Als sie vorbeiging, schaute er um die Ecke des Felsvorsprungs und sah, dass sie auch genauso einen lieben und klaren Blick hatte wie das Traummädchen. Und als sie den Weg hinunterging, schaute er wieder auf den Kompass, und die Nadel zeigte weiter auf sie und auf den Weg, den sie ging. Ach, dachte der junge Riese, nun habe ich das Mädchen gefunden, das genau so aussieht wie das Mädchen in meinem Traum, und es kann doch nicht meine Frau werden, weil wir in der Größe so gar nicht zueinander passen. Ein Riese kann doch keine Zwergin heiraten und eine Zwergin keinen Riesen! Und er war wieder furchtbar traurig und hätte sich am liebsten auf den Weg gesetzt und geweiht, aber das passte sich nicht für einen jungen Riesen.

Wie er sich nun so das Weinen verbiss und sich überlegte, was er denn tun sollte, da fiel ihm ein, dass er sich ja vorgenommen hatte, sich nicht mehr viel zu überlegen und einfach zu gehen, wohin die Nadel zeigte. Und die zeigte immer noch denselben Weg. Also machte er sich auf und ging langsam den Weg hinunter, sehr langsam, denn er hatte Angst, das Zwergenmädchen zu erschrecken mit seiner Riesengröße, und darum wollte er sie nicht überholen. Aber so oft er auch stehenblieb und so langsam er auch ging, mit seinen großen Schritten kam er ihr doch immer näher, und als sie an die Weggabel kam, da setzte sie sich hin, um ein bisschen auszuruhen, schaute sich um und sah ihn. Sie schien aber keine

Angst vor ihm zu haben, denn sie blieb ruhig sitzen und sah ihm entgegen, und er ging auch ganz langsam und leise und vorsichtig, damit sie sähe, er wollte ihr nichts zuleide tun. Als er bei ihr war, wünschte er ihr guten Tag und setzte sich neben sie, und sie grüßte ihn auch freundlich, und ihre Stimme klang genau wie die Stimme des Mädchens im Traum geklungen hatte.

Die beiden kamen ins Gespräch, und Ratapomm erfuhr, dass das Zwergenmädchen Biridini hieß und dass sie unterwegs war, um in der Menschenstadt Beirut Einkäufe zu machen. Denn ihr Vater war der Zwergenarzt, und der brauchte manche Arzneien, die nur die Menschen richtig zu machen verstanden. So schickte er alle halbe Jahre seine Tochter zum Einkauf in die Menschenstadt. Die Zwerge haben nämlich vor den Menschen nicht solche Angst wie die Riesen, und wenn sie auch lieber unter sich sind, so finden sie doch nichts dabei, auch einmal unter Menschen zu gehen. Biridini meinte natürlich, dass Ratapomm aus Nafilia wäre. Als sie nun hörte, dass er aus Anakia war und so weit hatte wandern müssen, um hierher zu kommen, da wunderte sie sich, denn sie wusste, wie ungern die Riesen aus ihren Städten weit fortgehen. Und sie fragte Ratapomm, was er denn auf seiner weiten Wanderung suchte, und er erzählte ihr die ganze Geschichte von seinem Traum und von dem wunderbaren Kompass. Nur dass die Nadel am Kompass gerade auf sie gezeigt hatte, das erzählte er ihr nicht. Aber nun wollte sie gern den Kompass sehen, und Ratapomm gab ihn ihr auch, ohne sich viel dabei

zu denken, und wollte ihn ihr erklären, da sahen sie beide, wie die Nadel gerade auf Biridini zeigte. Nun verstand sie, dass das Mädchen in Ratapomms Traum ausgesehen hatte wie sie, und sie wurde über und über rot. Auch Ratapomm merkte, dass sie alles verstanden hatte, und sagte zu ihr: „Kein Mädchen habe ich gefunden, das meinem Traummädchen ähnlich sieht außer dir, und wenn du gehst, so zeigt auch die Nadel am Kompass immer den Weg, den du gehst. Ach wenn du doch so groß wärst wie ich oder ich so klein wäre wie du, dann könnten wir Mann und Frau werden und miteinander glücklich sein!“ Und Biridini sagte: „Ach wenn du doch so klein wärst wie ich oder ich so groß wie du, ich wollte gern deine Frau werden!“ Weils aber nicht so war, wurden sie beide traurig und sagten gar nichts mehr. Nach einer Weile stand Biridini auf, um ihren Weg weiter zu machen. Auch Ratapomm stand auf und er hob Biridini auf seine Schulter; da saß sie nun und hielt sich an seinem Kopf fest und kam auf seinen Riesenschritten so schnell zur Stadt wie noch nie in ihrem Leben.

In der Stadt setzte Ratapomm die Biridini wieder von seiner Schulter ab, und sie gingen nebeneinander durch die Straßen, und alle Leute blieben stehn und sahen sich um und wunderten sich über das ungleiche Paar. Und sie hörten, wie die Leute zueinander sagten: „Sicher kommen die beiden vom Jahrmarkt, wo man Riesen und Zwerge sehen kann und Kälber mit zwei Köpfen.“ Da mussten sie beide lachen, aber sie bekamen auch Lust, sich den Jahrmarkt anzusehen, und als Biridini in der Apotheke ihre Einkäufe ge-

macht hatte, gingen sie miteinander vor die Stadt hinaus, wo die Jahrmaktsbuden standen.

Auf dem Jahrmarkt gab es Karussells und Schiffschaukeln und einen Schlangenbeschwörer, der die Flöte blies und große Schlangen dazu tanzen ließ. Und es gab Buden, wo Riesen und Zwerge sich sehen ließen, aber da gingen sie nicht hinein, denn sie hatten ja Riesen und Zwerge genug gesehen. Es gab einen Taucher und einen Springer und einen Mann, der viele Teller zugleich in die Luft warf und wieder auffing, ohne dass ein einziger hinfiel und zerbrach. Es gab Buden mit Löwen und Bären und Affen und ein Kalb mit zwei Köpfen und einen Hund mit acht Beinen. Schließlich sahen sie auch einen Zauberkünstler, der machte die wunderlichsten Kunststücke: dem einen zauberte er ein paar Tauben aus dem Hut, dem andern ließ er ein Huhn aus dem Mund flattern, einen Ring zauberte er fort und wieder her, einem Esel ließ er helle Flammen aus den Ohren schlagen und eine Katze ließ er durch die Luft fliegen. Als sie sich über das alles genug gewundert hatten, wollten sie wieder fortgehen, da sahen sie, dass am Eingang der Zauberbude sonderbare Spiegel aufgestellt waren, in denen man sich anders sah, als man war: in einem hatte man eine ganz dicke Nase und einen dicken Bauch, in einem andern sah man spindeldürr aus, in einem war man ganz schief, in einem andern ganz lang, in einem dritten ganz kurz. Als sie aber vor diesen beiden letzten Spiegeln nebeneinander standen, da sahen sie in den Spiegeln Biridini so groß wie ein Menschenmädchen und Ratapomm so klein wie

einen Menschenmann, und sie passten in den Spiegeln so gut zueinander, wie sie sich's gewünscht hatten. Sie standen und schauten ihre verwandelten Spiegelbilder an und konnten sich gar nicht davon trennen. Und weil die Zaubervorstellung gerade aus war, ging Ratapomm zu dem Zauberkünstler und bat ihn, doch einmal zu den Spiegeln zu kommen. Der ging auch mit und sah die Spiegelbilder und lachte und sagte: „In den Spiegeln seid ihr ja ein ganz gleiches und schönes Paar!“

Ratapomm sagte zu dem Zauberkünstler: „Ich will alles für dich tun, was du verlangst, wenn du uns so gleich zauberst, wie wir in diesen Spiegeln sind, denn wir möchten uns gerne heiraten und können's doch nicht, weil ich ein Riese bin und sie eine Zwergin ist.“ Da wurde der Zauberkünstler wieder ernst und sagte: „Wenn ihr früher, vor vielen Jahren, mit dieser Bitte zu mir gekommen wäret, hätte ich sie euch gern erfüllt, denn ihr gefällt mir, und ich freue mich, wenn ich guten Leuten helfen kann. Aber jetzt kann ich so große, ernste Zaubereien nicht mehr zustande bringen, sondern nur noch die kleinen Zauberspielereien, die ihr eben gesehen habt. Ja, wenn ihr nur früher gekommen wärt!“

Biridini fragte: „Früher konntest du's und jetzt nicht mehr? Wie geht das zu?“

Der Zauberkünstler antwortete: „Wenn ihr mir verspricht, verschwiegen zu sein, dann will ich euch mein Geheimnis verraten.“

Sie versprachen es, und er erzählte ihnen, dass er Madualo hieße und früher einmal der Zauberkönig ge-

wesen wäre. „Auf dem Libanon“, sagte er, „ganz hoch oben, steht ein uralter, großer Zedernwald. Das ist der Zauberwald, und in seiner Mitte steht das Zaubererkönigsschloss. Darin habe ich gewohnt und von da aus habe ich vielen geholfen, Riesen, Menschen, Zwergen und Tieren. Aber mein Feind, der böse Zauberer Lama Madua, überfiel mich im Finstern, als ich schlief, und stahl mir meinen Zauberstab und verzauberte mich so, dass ich den Zauberwald nicht mehr betreten kann. Wenn ich nur versuche, einen Schritt hinein zu tun, brennt mir der Boden unter den Füßen, als ob ich auf einer glühenden Herdplatte ginge, und ich muss wieder hinausflüchten. Seitdem herrscht im Zauberwald der böse Zauberer Lama Madua und vielen tut er Schaden, Riesen, Menschen, Zwergen und Tieren. Und ich muss auf meine alten Tage auf den Jahrmärkten umherziehen und Kunststücke machen, um nur leben zu können.“

Ratapomm hatte schon die ganze Zeit etwas sagen wollen, und kaum war Madualo mit seiner Erzählung fertig, da rief er: „Hast du einen älteren Bruder, der in Palästina wohnt, am Westrand des Gebirges Juda?“

„Freilich“, sagte der Zauberer. „Kennst du ihn denn?“

Und Ratapomm erzählte ihm die ganze Geschichte, wie er den Alten um Wasser gebeten hatte und der ihm den wunderbaren Kompass geschenkt und ihm Grüße für seinen Bruder, den Zauberer Lama Madua, aufgetragen hatte. „Nun wird er aber sehr traurig sein“, sagte Ratapomm, „wenn ich ihm erzähle, dass du

nicht mehr Zauberkönig bist und auf den Jahrmärkten zaubern musst, um nur leben zu können.“ Und alle drei schwiegen und waren traurig und dachten nach, wie ihnen wohl geholfen werden könnte. Schließlich fragte Biridini den Zauberer: „Ist dir denn gar nichts mehr von deiner alten Macht geblieben?“

Da holte Madualo aus den großen Taschen seines roten Mantels drei kleine Paketchen hervor und sagte: „Das ist alles. Das hatte ich gerade in der Tasche, als Lama Madua mich aus dem Zauberwald vertrieb, und so hab ich's behalten können.“

Er holte aus dem einen Paket ein Paar geflügelte Sandalen hervor, zog sie an, und da bewegten sich die Flügel, und er schwebte in der Luft. Er kam wieder herab und holte aus dem zweiten Paket eine Kappe hervor, die setzte er auf und wurde unsichtbar. Er setzte sie wieder ab, da war er wieder sichtbar. Er holte aus dem dritten Paket ein Netz hervor und warf es über Ratapomm, da konnte der kein Glied mehr regen, bis das Netz wieder von ihm genommen war.

„Das ist alles“, sagte Madualo: „Flügelsandalen, Tarnkappe und Zaubernetz. Sonst hab ich von all meinen mächtigen Zaubergeräten nichts behalten.“ „Ich weiß was“, rief Biridini: „du fliegst auf den Flügelsandalen und mit der Tarnkappe unsichtbar über den Zauberwald und wirfst von oben das Netz auf Lama Madua. Dann brauchst du den Boden, der dich brennt, nicht zu berühren.“

„So würde die Luft über dem Zauberwald mich brennen“, sagte Madualo, „denn was über und unter dem

Zauberwald liegt, ist mir ebenso verschlossen wie der Zauberwald selbst.“

„Also gibt es keine Möglichkeit?“ fragte Ratapomm. „Vielleicht gibt es doch eine“, antwortete Madualo. „Wenn ihr beiden es fertigkriegtet, den Lama Madua aus seinem Zauberwald herauszulocken, dann könnte ich wohl Gewalt über ihn bekommen.“

„O ja, das wollen wir versuchen“, riefen Biridini und Ratapomm wie aus einem Munde, und Ratapomm sagte noch: „Und wenn es uns gelingt, dann erfüllst du uns unsern Wunsch?“

„Diesen und jeden andern Wunsch erfülle ich euch, wenn ihr mir dazu verhilft, wieder Zauberkönig zu werden“, sagte Madualo. Und sie machten miteinander einen genauen Plan, und am nächsten Morgen wollten sie ausziehen, um ihn auszuführen.

Als sie nun alles genau besprochen hatten, da setzte Ratapomm die kleine Biridini wieder auf seine Schulter und trug sie nach Gamadia zurück, und sie brachte ihrem Vater, dem Zwergenarzt, den Korb voll Arzneien und schlief noch eine Nacht bei ihren Eltern. Sie erzählte ihnen alles, was ihr begegnet war, denn sie hatte sich von Madualo erlauben lassen, die versprochene Verschwiegenheit ihren Eltern gegenüber brechen zu dürfen. Die Eltern waren wohl traurig darüber, dass ihre Tochter nun von ihnen fortgehen wollte und ein Mensch werden und dass sie obendrein noch erst in den gefährlichen Zauberwald musste, aber weil sie vernünftige Leute waren, dachten sie: wenn es ihr Glück ist, so wollen wir sie nicht daran hindern. Und am Morgen begleiteten sie Biridini bis vor den

Höhleneingang hinaus, wo Ratapomm die Nacht auf dem Boden geschlafen hatte, und sprachen mit dem jungen Riesen, und er gefiel ihnen gut, so dass sie Vertrauen zu ihm fassten und etwas beruhigter waren. Ratapomm und Biridini versprachen dem Zwergenarzt und seiner Frau, wenn das große Abenteuer bestanden wäre, noch einmal nach Gamadia zu kommen und Abschied von ihnen zu nehmen. Da kam auch schon Madualo, um seine neuen Freunde abzuholen, Ratapomm setzte Biridini wieder auf seine Schulter, sie sagten den Zwergen Auf Wiedersehn und wanderten zu dritt immer höher ins Gebirge hinauf. Als sie von weitem den Zauberwald sahen, da machten sie Halt, und Biridini sollte sich die Flügelsandalen anziehen. „O weh“, rief sie aber, als der Zauberer die Sandalen auspackte, „wir haben ja ganz vergessen, dass die Sandalen mir viel zu groß sind.“ „Nur keine Angst“, sagte Madualo und lachte, „diese Sandalen sind immer so groß wie die Füße, an die sie kommen sollen.“ Und richtig, als Biridini die linke Sandale an ihren linken Fuß legte, wurde die Sandale so klein wie ihr Fuß und ließ sich so anschnallen, dass sie ganz fest am Fuße saß, und mit der rechten gings ebenso. Da wurde sie ganz übermütig und jauchzte vor Freude und flog hoch in die Luft wie ein Vogel und ließ sich auf Ratapomms Schulter wieder nieder. Alle drei wurden nun sehr fröhlich und dachten, es müsste ihnen alles gelingen, was sie vorhatten. Der Zauberer ließ Biridini zur Erde fliegen und setzte ihr die Tarnkappe auf, und gleich war sie unsichtbar und flog neben den beiden her, ohne dass sie das ge-

ringste von ihr erblicken konnten, nur ihre Stimme sprach aus der Luft mit ihnen, und manchmal zauste sie Ratapomm zum Spaß an den Haaren, aber wenn er sie greifen wollte, war sie schon weggeflogen. In der Nähe des Zauberwaldes wuchs eine einzelne hohe und breite Zeder. Madualo kletterte hinauf, versteckte sich in den Zweigen so gut, dass nichts mehr von ihm zu sehen war, und nahm das Zaubernetz in die Hand. Ratapomm aber ging auf den Zauberwald los und neben ihm in der Luft flog die unsichtbare Biridini.

Kaum trat der junge Riese in den Schatten der ersten Zeder am Waldrand, da flogen aus dem Wald vier mächtige Raben auf und krächzten:

„Krah krua! Krah krua!
Komm, Lama Madua!
Ein Riese, ein Riese
Kommt von der Wiese,
Geht ganz frech in den Zauberwald.
Lama Madua, komm bald, komm bald!“

Und aus dem Innern des Waldes schrie eine böse Stimme zurück:

„Ich komme schon, ihr treuen Vier!
Bald wird er ein Rabe sein wie ihr.“

Aber wenn die Stimme auch zum Fürchten klang, der Riese ließ sich nicht bange machen und ging tiefer in den Wald hinein. Da kam ihm Lama Madua entgegengelauften. Er hatte einen schwefelgelben Mantel an und einen langen feuerroten Bart, und die

schwarzen Raben flatterten um seinen Kopf und krächzten, und aus seinen Augen sprühte der Zorn wie rote Funken, und wenn er auch viel kleiner war als Ratapomm, sah er doch so aus, dass sich auch ein Riese vor ihm fürchten konnte. Aber Ratapomm ließ sich nicht bange machen und schrie ihm entgegen:

„Lass dich auslachen! Lass dich auslachen!
Wie willst du mich denn zum Raben machen?“

Da wurde der Zauberer fuchsteufelswild und schrie:

„Wenn ich dich erst hab, wenn ich dich erst hab,
Macht dich zum Raben mein Zauberstab.“

Und er schwang seinen Zauberstab hoch in die Luft. Aber Ratapomm rief:

„Fang mich doch! Du kannst ja nicht laufen, Kannst ja nur holpern und stolpern und schnaufen!“

Und er lief ein Stück zurück, auf den Waldrand zu, und der Zauberer holperte und stolperte und schnaufte hinter ihm her und konnte ihn nicht fangen. Da blieb er stehn, zog eine Schleuder aus der Tasche und schrie:

„Und hol ich dich nicht ein, und hol ich dich nicht ein, So macht dich zum Raben mein Schleuderstein.“

Und er legte einen Stein in die Schleuder und wollte ihn auf Ratapomm schleudern, aber Biridini, die unsichtbar um ihn herumflog, gab der Schleuder im letzten Augenblick einen Ruck, und der Stein flog

in einer andern Richtung, und statt den Riesen zu treffen, traf er einen der vier Raben. Kaum aber hatte der Stein den Raben getroffen, da stürzte der Rabe wie tot zur Erde und stand als ein Mensch wieder auf. Denn die vier Raben waren vier verzauberte Menschen, die dem bösen Zauberer als Wache dienen mussten, und mit der Zauberschleuder war es so: sie konnte einen Menschen, den sie mit dem Stein traf, in einen Raben verwandeln; aber wenn ein Stein von ihr ihn nochmals traf, so verwandelte sie den Raben auch wieder zurück in den Menschen, der er zuvor gewesen war. Als nun der Lama Madua sah, dass er einen seiner vier treuen Rabenwächter verloren hatte und der Mensch, der aus ihm geworden war, so schnell er nur konnte, aus dem Zauberwald hinauslief, da wurde er noch viel wütender und raste hinter Ratapomm her. Und Ratapomm rief ihm immer neue Spottworte zu, um ihn zu reizen und ihn aus dem Zauberwald hinaus zu locken. Und immer wieder blieb der Zauberer stehen, um endlich Ratapomm mit der Schleuder zu treffen, mit der er sonst nie das Ziel verfehlt hatte, aber immer wieder gab Biridini, die unsichtbar neben ihm flog, der Schleuder im letzten Augenblick einen Ruck, so dass der Stein statt des Riesen einen Raben traf, bis alle vier Raben wieder in Menschen verwandelt waren, die, was sie konnten, davonliefen.

Inzwischen war Ratapomm aus dem Zauberwald herausgelangt, und Lama Madua raste in voller Wut hinter ihm her, den Zauberstab in der Hand, und dachte an nichts als einzig daran, den Riesen zu er-

wischen und an ihm Rache zu nehmen. Und er schrie im Laufen:

„Warte nur, Rabenräuber! Warte nur, Riese!
Fing ich dich im Walde nicht, fang ich dich auf der Wiese!“

Ratapomm aber antwortete, um ihn dahin zu kriegen, wohin er ihn haben wollte:

„O weh, o weh! Ich kann nicht mehr, vor Angst wird mir ganz kalt.

Ich meinte doch, er könnte nicht heraus aus seinem Wald!“

Und er lief zu der einzelnen Zeder, in deren Krone Madualo verborgen war, und tat so, als könnte er nicht mehr und müsste sich an dem Zedernstamm festhalten, um nicht umzufallen. Lama Madua sah es und freute sich schon auf den sicheren Fang. Eilig kam er herangestolpert und schnaufte:

„Gleich werd ich dich haben, gleich werd ich dich haben. Dann macht dich mein Zauberstab zum Raben.“

Und schon war er unter der Zedernkrone und schon streckte er seinen Stab nach Ratapomm aus, da fiel aus den Zweigen das Zaubernetz Madualos über ihn, und er stand so starr wie eine Bildsäule, den Zauberstab in der ausgestreckten Hand.

„Gott sei Dank!“ rief Ratapomm, „nun haben wir’s geschafft!“ Und Biridini flog ihm auf die Schulter, riss die Tarnkappe vom Kopf, dass man sie wieder sehen konnte, schwang die Kappe in die Luft und jauchzte. Und Madualo stieg aus der Zedernkrone herab und lachte vor Freude, und Lama Madua sah

alles mit an und konnte kein Glied regen und kein Wort sagen, weil das Netz ihn gefangen hielt. Jetzt nahm Madualo ihm den Zauberstab aus der Hand und die Zauberschleuder aus der Tasche, berührte ihn mit dem Stab und verzauberte ihn so, dass nun er selber den Zauberwald nicht mehr betreten konnte. Dann hob er das Netz von ihm ab und sagte zu ihm: „Wenn du mir versprichst, mir und andern nie mehr Schaden zu tun und auch nie mehr König werden zu wollen, so nehm ich dich mit nach Beirut und schenke dir meine Zauberbude. Damit kannst du dann auf den Jahrmärkten herumziehen, wie ich es bis gestern tun musste, und dich mit Zauberkunststücken ernähren. Versprichst du es mir aber nicht, so wirst du auf der Stelle zum Raben gemacht!“ Lama Madua versprach es ihm und trottete von da an stumm und verdrießlich hinter den dreien her. Madualo aber sagte zu Ratapomm und Biridini: „Ich will nicht eher in mein Zauberschloss zurückkehren, als bis ich euch für eure Hilfe gedankt und euch in Menschengestalt gezaubert habe.“ Dann machten sie alle sich auf den Rückweg.

In Gamadia nahmen sie Abschied von Biridinis Eltern, und in Beirut gingen sie gleich zu den Spiegeln am Eingang der Zauberbude. Ratapomm und Biridini stellten sich vor die Spiegel, in denen ihre Bilder Menschengröße hatten, und Madualo berührte erst die beiden und dann ihre Spiegelbilder mit dem Zauberstab. Dazu sagte er:

„Wahrheit werde, was Traum gewesen!
Wesen werde Bild und Bild werde Wesen!“

Da traten der Riese und die Zwergin in die Spiegel, und ihre Bilder traten aus den Spiegeln heraus, und wie die beiden Wesen durch ihre Bilder hindurchschritten, da fuhren ihre lebendigen Seelen in die Bilder hinein, und die Spiegelbilder waren lebendige Menschen geworden; der Riese und die Zwergin aber blieben in den Spiegeln als Bilder stehen.

Ratapomm und Biridini waren nun fast gleich groß, Biridini war nur ein bisschen kleiner. Sie sahen sich an und freuten sich aneinander und fielen einander um den Hals und küssten sich. Dann dankten sie dem guten Zauberkönig Madualo und machten sich auf den Weg zu seinem älteren Bruder. Madualo aber zog heim nach seinem Zauberschloss. Nur Lama Madua blieb in der Bude zurück und wurde von nun an Zauberkünstler und tat niemandem mehr Schaden. Als Ratapomm und Biridini zu Madualos älterem Bruder kamen, fanden sie ihn sterbenskrank auf seinem Bette liegen. Wie er Ratapomm sah, da erkannte er ihn gleich, wenn er nun auch ein Mensch geworden war. Und Ratapomm erzählte ihm die ganze Geschichte, wie er vergeblich in Nafilia gewesen war, wie er Biridini in Gamadia und Madualo in Beirut getroffen hatte und wie sie sich gegenseitig geholfen hatten. Der Alte hörte es sich an und dann sagte er: „Nun kann ich getröstet sterben, da ich von meinem Bruder noch einmal gehört habe. Euch beiden hinterlasse ich mein Haus und meine Felder, denn ich habe euch lieb, als wärt ihr meine eigenen Kinder. Werdet so glücklich, wie ich es euch wünsche!“ Die beiden dankten ihm und baten ihn, doch noch

nicht zu sterben, sondern mit ihnen zu leben und froh zu sein. Und sie pflegten ihn und taten ihm alles Gute, aber er war alt und müde, und nach wenigen Tagen starb er. Da trauerten sie um ihn, als ob sie einen Vater verloren hätten, und nahmen sich vor, ihn nie zu vergessen, denn ohne ihn und sein Geschenk, den wunderbaren Kompass, wären sie nie zueinander gekommen. Und sie bebauten sein Feld und wohnten in seinem Haus und wurden so glücklich, wie er's ihnen gewünscht hatte.

GERNEGUT UND SEIN WECKER

ES WAR EINMAL ein Junge, der hieß Gernegut.

Er wäre so gerne immer gut gewesen, und eigentlich war er ja auch gut. Aber das Schlimme war, dass er es oft vergaß.

Da hatte er sich am Morgen fest vorgenommen, dass er heute der Mutter immer gehorchen wollte. Aber wie er nun draußen spielte und es fing an zu regnen und, damit er sich nicht erkälten sollte, rief die Mutter: „Gernegut, komm schnell herein!“, da hatte er’s schon vergessen, dass er gehorchen wollte. Er hockte im Sand und baute seine Burg weiter und ließ die Mutter aus dem Fenster schreien: „Gernegut, jetzt sofort kommst du!“ und kam aber nicht sofort und wurde patschnass, und die Mutter musste erst herunterkommen und ihn an der Hand nehmen und ihn hereinführen und ihn von Kopf bis Fuß trocken anziehen und sich sehr ärgern und mit Gernegut schimpfen. Das war nicht schön, und es wäre natürlich viel schöner gewesen, wenn er gleich hereingekommen wäre; die Mutter wäre vergnügt gewesen und er selber auch. Aber er hatte eben bloß an die Burg gedacht und gar nicht an die Mutter und an den Regen und ans Bravsein. Das sagte er auch der Mutter. „Aber du hast mich doch rufen hören!“ sagte die Mutter. „Ja“, antwortete Gernegut, „ich hab’s aber nicht richtig gehört und habe auch immer gleich wieder vergessen.“

Oder Gernegut hatte der Mutter am Morgen versprochen, sich mit seinen Spielkameraden zu vertragen

und keinen zu hauen, außer wenn er sich wehren müsste. Aber da sah er einen schönen Stock liegen, und sein Freund Willi sah den schönen Stock auch da liegen, und sie bückten sich beide zu gleicher Zeit nach dem Stock, und krach!, stießen sie mit den Köpfen aneinander, und schon hatte der Gernegut dem Willi mit der Faust ins Gesicht geschlagen und war mit dem Stock fortgerannt, und der Willi heulte und hatte ein geschwollenes Augenlid und lief zu seiner Mutter, und die lief zu Gerneguts Mutter, und die musste sich wieder furchtbar ärgern. Der Gernegut aber war richtig traurig, weil die liebe Mutter sich so ärgern musste, und wie er doch schon einmal traurig war, da war er auch noch traurig, weil sein Freund Willi heulte und Schmerzen hatte und ein blaugeschwollenes Auge. Aber als ihn nun die Mutter fragte, warum er sein Versprechen nicht gehalten hätte, da wusste er wieder nichts zu sagen als: „Ich hatte es ganz vergessen.“ Und er war noch sehr traurig, als er zu Bett ging, und vor dem Einschlafen musste er fortwährend denken: „Hätt’ ich doch was, dass ich nicht immer das Gutsein vergäße!“ Im Traum hörte er auf einmal eine Stimme rufen: „Gernegut! Gernegut!“ —“Wer ist da?“ fragte Gernegut. Die Stimme antwortete:

„Brauchst nicht zu wissen, wer ich bin.
Ich sag dir einen, zu dem geh hin!“

„Zu wem soll ich denn gehen?“ fragte Gernegut wieder.
Da sagte die Stimme:

„Geh zum Uhrmacher Wunderlich!
Der hat das rechte Ding für dich.“

Und dann hörte der Gernegut nur immer: „Wunderlich, Wunderlich ... Ding für dich, Ding für dich ... Ding für dich, Ding für dich ...“ Es klang, als ob’s klingelte und von einem ganz feinen, hellen Glöckchen. Dann war der Traum aus.

Wo der Uhrmacher Wunderlich wohnte, das wusste der Gernegut, denn er hatte oft vor seinem Schaufenster gestanden und sich die Uhren angeschaut. Es war gar nicht weit zu ihm, und so ging er denn am nächsten Tag hin und trat in den Laden. Als er die Tür aufmachte, klingelte es, und gleich musste Gernegut wieder an seinen Traum denken. Im Laden war kein Mensch, nur viele, viele Uhren: Wanduhren und Standuhren und Weckuhren und Taschenuhren und Armbanduhrn, die lagen und standen und hingen ringsum, und überall tickte es und tackte es und tackte und tickte, immerfort, laut und leise durcheinander, und durch das Fenster kam ein Streif Sonne herein, und es blitzte und funkelte von Messing und Nickel und Gold und Glas, und mittendrin stand ganz allein der kleine Gernegut. Jetzt ging die Hintertür auf und herein trippelte in seinem weißen Werkstattmantel der Uhrmacher Wunderlich. Das war ein kleines altes Männchen, und ein Gesicht hatte er, so rötlich und runzlig wie ein altes Äpfelchen, und Augen darin wie kleine, glitzernde Schlitzchen. Als er aber den Gernegut sah, da legte er den Kopf schief und die Stirne in Falten und zog die Brauen hoch, dass die Augen ganz groß und schwarz wurden, und nickte mit dem Kopf oftmals hintereinander, als ob er damit die Sekunden anzeigen müsste wie seine Uhren.

„Guten Tag, Herr Wunderlich!“ sagte Gernegut. „Guten Tag, guten Tag!“ sagte der Uhrmacher und nickte dazu. „Was möchtest du denn, Kleiner? Was möchtest du denn, Kleiner?“ Nun wusste ja der Gernegut nicht recht, was er eigentlich haben wollte. Er dachte nach, und da fiel ihm nur ein: Ding für dich, Ding für dich ... Aber das konnte er doch nicht gut sagen. So räusperte er sich ein paarmal und dann fragte er: „Ach haben Sie vielleicht ein leeres Schächtelchen für mich?“ Der Uhrmacher lachte ganz freundlich und sagte: „Sieh mal an, ein Schächtelchen! Sieh mal an, ein Schächtelchen!“ und nickte. Das war so seine Art, dass er alles zweimal sagte; das erste Mal sprach er’s, das zweite Mal sang er’s, und dazu nickte er mit dem Kopf. „Ein Schächtelchen, ein Schächtelchen!“ summte der Uhrmacher und zog eine große Lade auf und kramte darin, bis er eins gefunden hatte; das legte er vor Gernegut auf die Theke und fragte, wie wenn er einen großen Kunden bediente: „Nun, ist dies das Rechte? Nun, ist dies das Rechte?“ — „Das ist fein. Danke schön!“ rief Gernegut, denn es war ein hübsches Schächtelchen, rot, aus nachgemachtem Leder und mit einem goldenen Wappen drauf und drinnen ganz mit Sammet gefüttert, und wenn man’s zumachte, knipste es, und wenn man vorn auf den Knopf drückte, sprang wieder auf. Es gefiel dem Gernegut so sehr, dass er beinah damit wieder nach Hause gegangen wäre. Er hatte schon „Auf Wiedersehn, Herr Wunderlich!“ gesagt und stand schon an der Tür, da fiel ihm erst wieder ein, was er denn eigentlich wollte. Er kehrte also um und sah den Uhrmacher

an und sah den Fußboden an und wieder den Uhrmacher und legte den Kopf genau so schief wie der Herr Wunderlich und wusste nicht, was er sagen sollte.

Der Herr Wunderlich aber fing ganz schlaue zu lächeln an und hob den Finger hoch und sagte: „Aha, aha! Du möchtest was und weißt nicht, was. Nun schau dir nur an, was ich alles hier hab. Es wird schon das rechte Ding für dich dabei sein.“ Und damit führte er den kleinen Gernegut durch die Hintertür in seine Werkstatt und zeigte ihm vielerlei Uhren und Thermometer und Barometer und Kompass und zuallerletzt eine kleine Armbanduhr, die war ganz anders als alle anderen Uhren. „Was ist denn das für eine Uhr?“ fragte Gernegut. „Das ist das rechte Ding für dich, das ist das rechte Ding für dich!“ sagte der Uhrmacher, „denn für wen’s nicht ist, der kanns erst gar nicht sehn, der kanns erst gar nicht sehn.“ Und er band dem Gernegut das Uhrband über das rechte Handgelenk. Die Uhr sah sehr schön aus, denn sie war aus reinem Silber, und es tat dem Gernegut ein bisschen leid, dass niemand sie sollte sehen können als nur er selber und der Uhrmacher. Auf dem Zifferblatt stand oben GUT und unten BÖS, und dazwischen waren lauter kleine Strichelchen. Es war nur ein Zeiger an der Uhr, und der stand gerade in der Mitte zwischen Gut und BöS nach der rechten Seite.

Als der kleine Gernegut die Uhr noch betrachtete, da klingelte es vorn an der Ladentür. Der Uhrmacher sagte: „Ich muss jetzt in den Laden, es ist jemand gekommen. Du darfst hierbleiben und dir alles an-

schaun, bis ich zurück bin. Aber versprich mir, dass du nichts anrührst! Aber versprich mir, dass du nichts anrührst!“— „Ganz bestimmt nicht!“ sagte der Gernegut, und der Uhrmacher ging hinaus und ließ ihn allein in der Werkstatt. Der Gernegut ging in der ganzen Werkstatt herum und besah sich alles und rührte nichts an, bis er an den Tisch kam, an dem der Uhrmacher eben gearbeitet hatte. Darauf lagen kleine, feine Greifzangen und Schraubenschlüssel und Feilen und spitze Werkzeuge und Lupen, und dann lag da ein Uhrwerk ganz auseinandergenommen, Rädchen und Federchen und Schräubchen und Kölbchen und Scheibchen, alles hübsch sauber nebeneinander. Da bekam Gernegut große Lust, nur einmal mit der Greifzange so ein Rädchen zu fassen. Er könnte es ja genau so, wie es lag, wieder hinlegen und dann brauchte der Uhrmacher es gar nicht zu merken, und das Rädchen, was Würde es dem schon schaden? Der Uhrmacher sprach noch im Laden mit dem Kunden, und das Rädchen sah den Gernegut so blank und nett an, als riefte es: „Nimm mich mal, nimm mich mal!“ Schon streckte der Gernegut die Hand nach der Greifzange aus, da fuhr er auf einmal zusammen vor Schrecken, denn an dem Arm fings an zu klingeln, ganz hell und lange, wie heut Nacht im Traum. Der Gernegut sprang einen Schritt zurück vom Tisch, da hörte die Uhr gleich zu klingeln auf. Der Zeiger stand eben noch fünf Strichelchen von Böses weg und nun ging er langsam wieder zurück auf Gut zu, und in der Mitte zwischen Böses und Gut blieb er stehn. „So ein Wecker ist das also!“ dachte der Gernegut. Und nun verstand er auch, dass

er mit dieser Armbanduhr nie mehr aus Vergesslichkeit böse zu sein brauchte. Wenn er's werden wollte, dann konnte er's am Zeiger ja sehen und schnell wieder gut werden. Wenn er aber nicht hinsah und der Zeiger stand auf fünf vor Böse, dann weckte die Uhrklingel, und es fiel ihm doch rechtzeitig ein, dass er ja gut sein wollte.

Indem kam der Uhrmacher Wunderlich wieder in die Werkstatt. „Nun, wie gefällt dir dein Weckerchen? Nun, wie gefällt dir dein Weckerchen?“ fragte er. Der Gernegut bekam einen roten Kopf und sagte: „O danke, ich kann es sehr gut brauchen.“ — „Das will ich meinen“, sagte der Alte und sang noch einmal: „Das will ich meinen!“ und war sehr vergnügt. „Herr Wunderlich“, fragte nun der Gernegut, „was kostet der Wecker denn?“ Und er war schon bange, er könnte nicht so viel bezahlen. Der Uhrmacher aber sagte: „Halb soviel, wie in deiner Sparbüchse drin ist. Morgen wirst du mir's bringen, morgen wirst du mir's bringen.“ — „Jawohl!“ rief Gernegut, „also auf Wiedersehn morgen früh!“ — „Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn!“ rief der Uhrmacher und nickte und lachte, bis Gernegut draußen war. Ein lieber Mann war das, fand Gernegut.

Am nächsten Tag leerte er seine Sparbüchse aus und zählte nach, was er drin hatte. Es waren zwei Mark und einundfünfzig Pfennige, und es sah nach sehr viel aus, weil es lauter Einer und Zweier und Fünfer waren. Der Gernegut teilte das Geld in zwei Haufen, in jedem lagen eine Mark und fünfundzwanzig Pfennige, und ein Pfennig blieb übrig, den konnte man nicht

mehr teilen. Dem Gernegut fiel ein, dass es für eine Mark fünfunddreißig die schöne elektrische Taschenlampe gab, die er sich kaufen wollte, und er hatte sich schon so drauf gefreut, und jetzt sollte er gerade zehn Pfennig zu wenig behalten und sie nicht mehr kaufen können. Der Herr Wunderlich wäre ja schließlich auch mit einer Mark sechzehn zufrieden gewesen; er wusste ja doch nicht, wieviel in der Sparbüchse gelegen hatte. Gernegut schaute auf die Uhr, die stand schon viel mehr nach Böses hin als nach Gut. „Ich zieh die Uhr aus“, dachte Gernegut, und er nahm das rote Lederschächtelchen, das ihm der Herr Wunderlich gegeben hatte, und drückte auf den Knopf, und es sprang auf, und da hätte nun die Uhr sehr schön in Sammet und Leder liegen und ausruhen können. Aber es war, als wollte sie's nicht, denn das Schlüsschen, mit dem das Band um Gerneguts Handgelenk zusammengehalten war, ging und ging nicht auf. „Der Herr Wunderlich wollte ja gar nicht soviel, es hätte ja viel weniger in der Büchse sein können, und was machen dem Herrn Wunderlich die neun Pfennige aus, und ich kann mir dann die Taschenlampe kaufen, die ich so nötig brauche!“ rief Gernegut, aber der Uhrzeiger rückte langsam immer näher nach Böses und hörte gar nicht auf das, was der Gernegut sagte. Da stampfte der Gernegut mit dem Fuß auf den Boden und schrie: „Du dumme Uhr! Du freche Uhr!“ Und als er so gestampft und geschrien hatte, überlegte er's sich und wurde auf einmal ganz still. Die rechte Hand mit der Uhr hielt er hinter seinen Rücken und streckte sie so weit von sich fort, als er nur konnte. Dann

ging er ganz langsam mit der linken Hand an den Geldhaufen für den Herrn Wunderlich heran und wollte recht leise was davon zu seinem Haufen herüberschaufeln. Aber er hatte das Geld noch nicht berührt, da sprang er vor Schrecken hoch, denn hinter ihm fings hell an zu läuten. „Die merkt auch alles!“ sagte Gernegut und seufzte. Aber es tat ihm jetzt schon selber leid, dass er dem lieben Herrn Wunderlich zu wenig hatte geben wollen, und schnell schob er den einen Pfennig, der noch für sich gelegen hatte, zu dem Haufen für den Uhrmacher und das andere tat er in die Sparbüchse zurück, und es war ihm recht wohl dabei, und wie er auf die Uhr sah, stand der Zeiger mitten auf Gut. Da freute sich Gernegut sehr, denn gut war er gerne. Und er ging ganz fröhlich zum Herrn Wunderlich und zählte ihm eine Mark und sechsundzwanzig Pfennige auf die Ladentheke, und der Herr Wunderlich sagte: „Danke schön! Danke schön!“ Von nun an war das Gutsein dem Gernegut gar nicht mehr schwer. Wenn er draußen spielte und es regnete und die Mutter rief und er hätte überm Spiel fast vergessen zu gehorchen, so klingelte sein Wecker eben noch rechtzeitig, und er lief ins Haus. Wenn er zornig wurde und beinah einen Kameraden geschlagen hätte, um fünf vor Böß läutete der Wecker, und niemand anders hörte es, aber Gernegut hörte es ganz deutlich und hielt die Hände fest an sich und schlug nicht zu. Die Mutter freute sich und wunderte sich, dass ihr Junge auf einmal so brav geworden war und sie gar nicht mehr ärgerte, und Gernegut wunderte sich auch und freute sich auch.

Nur einmal war ihm der Wecker zu viel. Im Nachbargarten wurden die Birnen reif, und der Willi sagte zum Gernegut: „Du, heut Nachmittag kriechen wir durch das Loch in eurem Gartenzaun und klettern wieder auf den Birnbaum mit den guten dicken Butterbirnen, weißt du noch, denen, die so saftig sind, dass einem gleich die Tropfen übers Kinn laufen, wenn man hineinbeißt.“ — „Au fein, das machen wir!“ antwortete der Gernegut. Mittags bei Tisch sagte die Mutter: „Gernegut, die Birnen werden reif. Denk daran, was ich im vorigen Jahr für Ärger mit dem Nachbarn hatte, dem ihr immer das Obst von den Bäumen stibitzt habt und auch grad noch die schönen Butterbirnen, die er am liebsten hat. Dass mir dies Jahr sowas nicht vorkommt!“ Da nahm der Gernegut sich vor, von morgen ab kein Obst mehr zu stibitzen. Aber er dachte: „Für heute haben wir’s ja nun leider schon fest verabredet, und ein einziges Mal wirds doch nicht so schlimm sein.“ Am Nachmittag trafen sich die beiden Freunde im Garten. Der Willi kroch durch die Zaunlücke voraus und der Gernegut wollte gerade nachkriechen, da fing auf einmal die Uhr an zu wecken, und der Gernegut richtete sich wieder auf und rief dem Willi übern Zaun leise hinüber: „Komm, wir wollen’s lieber lassen. Sonst ärgert sich der Nachbar, dass die Birnen weg sind, und wenn einer merkt, dass wir’s waren, dann ärgert sich auch noch deine Mutter und meine Mutter. Das sind die Birnen gar nicht wert.“ — „Bäh, du hast ja nur Angst“, rief der Willi leise zurück, „du Feigling, du Feigling!“ und er schlich einfach weiter in den fremden Garten, auf den großen Birnbaum zu. Einen Feig-

ling wollte sich der Gernegut aber nicht nennen lassen, das ging ihm an seine Ehre, und große Lust auf die Birnen hatte er auch. So rief er denn hinter dem Willi her: „Ich hab dich ja bloß zum Narren halten wollen, ich komm schon nach.“ Dann bückte er sich und ließ den Wecker klingeln und schlüpfte doch durch den Zaun und schlich sich auf den Baum zu. Er schaute schnell einmal nach der Uhr, da stand der Zeiger schon mitten auf Bös, aber der Wecker hörte nicht auf zu wecken und klingelte und klingelte in einem fort. Das ging dem Gernegut durch und durch, er hielt sich die Ohren zu und schlich weiter und hatte so ein dummes Gefühl im Magen. Als er aber an den Baum kam, da musste er doch die Hände von den Ohren nehmen, um klettern zu können, und da hörte er’s wieder klingeln, und es klang so scharf und laut, als ob der Wecker mit ihm schimpfen wollte. Der Willi saß schon in den Zweigen, und die Birnen hingen dicht um ihn herum; die meisten waren wohl noch grün, aber manche auch schon ganz gelb, dass dem Gernegut das Wasser im Munde zusammenlief, wenn er sie ansah. Der Willi aß und stopfte sich die Taschen voll und machte „Hmmm“ und strich sich über’n Bauch, so lecker schmeckten ihm die Birnen. Bald saß der Gernegut neben ihm und pflückte eine Birne und biss hinein, aber der Wecker läutete dazu, dass er’s kaum aushielt, und die Birne schmeckte ihm ganz und gar nicht. „Pfui, was für schlechte Birnen!“ rief er und spuckte den Bissen aus und schmiss die Birne zu Boden und fing wieder an hinunterzuklettern. Und der Willi spottete ihn wieder aus: „Bäh, du hast ja bloß

Angst. Feigling, Feigling!“ Aber der Gernegut lief, so schnell er konnte, und kroch wieder durch den Zaun zurück, damit nur das grässliche Geklingel aufhören sollte. Und wirklich, kaum war er durch den Zaun, da wurde der Wecker schon still. Der Gernegut aber hatte jetzt gar keine Freude am Gutsein; er war wütend auf den Wecker und wütend auf den Willi und wütend, dass er ein Feigling sein sollte, und wütend, dass er die guten Birnen nicht kriegte. Und aus lauter Wut warf er sich auf den Rasen und heulte und strampelte, und als der Willi wieder aus dem Zaun gekrochen kam, da sprang er auf und boxte ihn links und rechts in die Rippen und schrie: „Da hast du was vom Feigling!“ und der Willi boxte wieder und schrie wieder, und der Wecker klingelte dazu, dass dem Gernegut die Ohren gellten.

Am nächsten Tag ging Gernegut zum Uhrmacher Wunderlich. Der freute sich, dass er ihn wieder einmal sah, und winkte sehr freundlich und nickte und lachte. Der Gernegut hatte sich überlegt, was er sagen sollte, und da war ihm eingefallen, was die Mutter einmal gerufen hatte, als es immerzu an der Tür klingelte und sie hatte doch soviel zu arbeiten: „Das ewige Klingeln macht mich ganz nervös.“ Das konnte Gernegut jetzt sehr gut verstehen. Aber als er nun vor Herrn Wunderlich stand, da schämte er sich, zu sagen, was er wollte, denn der Herr Wunderlich hatte seine Augen wieder so groß und schwarz aufgemacht, und der Herr Wunderlich musste erst dreimal sagen und dreimal singen: „Was möchtest du denn, kleiner Gernegut? Was möchtest du denn, kleiner Gerne-

gut?“ Da fing Gernegut an zu stottern: „Ja, Herr Wunderlich, ich möchte — ich meine nämlich — weil er ein bisschen viel — weil er so furchtbar oft und lange — — —“ Dann gab er sich aber einen Ruck und sagte, so schnell er konnte: „Ich meine, einen Wecker kann man doch abstellen; wie stellt man meinen Armbandwecker denn eigentlich ab? Wissen Sie, Herr Wunderlich, das ewige Klingeln macht mich ganz nervös.“ So, da hatte er’s raus!

Der Herr Wunderlich lachte erst einmal recht vergnügt, aber dann machte er ein ernstes Gesicht und schüttelte auch ganz ernst den Kopf und sagte: „Bedaure sehr, bedaure sehr! So ein Wecker lässt sich nicht abstellen, so einer nicht, so einer nicht. Wer ihn einmal hat, wer ihn einmal hat, der muss auch das Klingeln vertragen lernen. Wenn du ihn aber nicht mehr behalten willst, dann gib ihn mir nur wieder, und ich geb’ dir dein Geld zurück, und ich geb’ dir dein Geld zurück.“ Da musste der Gernegut einen Augenblick an die schönen Butterbirnen denken und an die elektrische Taschenlampe und daran, was er sich für das Geld sonst noch alles würde kaufen können. Aber wie er auf die Uhr sah, tats ihm doch zu leid, und er hatte die Uhr auf einmal sehr lieb und sagte: „Nein danke, Herr Wunderlich! Dann will ich mich lieber ans Klingeln gewöhnen.“ Da stand der Zeiger mitten auf Gut, und Gernegut freute sich, und der Herr Wunderlich freute sich auch. Und der Gernegut sagte: „Auf Wiedersehen!“ und ging heim mit seiner lieben Uhr und behielt sie immer an und wurde so gut, wie er’s gerne hatte sein wollen.

DIE ZAUBERDRACHENSCHNUR

DER KLEINE KASPER ging einmal durch den Wald spazieren. Am Waldrand sah er einen großen, alten Kirschbaum stehen, der war über und über voll mit kleinen, roten Kirschen. Der Kasper dachte: „Die muss ich einmal kosten.“ Er stieg also in den Baum, setzte sich hoch oben auf einen festen Ast und kostete eine Kirsche, die schmeckte ihm so frisch und süß, dass er nur schnell einmal „hmm“ sagte und gleich weiter aß. Und er aß und aß und konnte nicht genug bekommen. Darüber vergaß er ganz, dass er nach Haus musste, weil es Zeit zum Mittagessen war. Er saß eben bloß im Baum und dachte nichts als Kirschen.

Die Mittagszeit war vorüber, und Kasper aß immer noch Kirschen. Da kam der alte Zauberer, der im Walde in seinem Zauberschloss wohnte, in seinem roten Mantel und spitzen roten Hut den Waldrand entlang spaziert. Im Schatten des alten Kirschbaums legte er sich auf den Rücken und hielt sein Mittagsschläfchen. Dabei schnarchte er so laut, dass der ganze Baum wackelte, und der Kasper hatte Angst, er würde von seinem Ast fallen. Er wäre gern heruntergestiegen, aber er hatte auch Angst, den Zauberer im Schlaf zu stören. Wer weiß, in was ihn der verzaubert hätte! So blieb der Kasper denn oben, und um sich die Zeit zu vertreiben, aß er noch ein paar Kirschen. Das Schnarchen aber hatte auch der Wolf gehört, der

im Walde hauste. Er dachte: „Wer schnarcht denn da so?“ und schlich sich heran. Als er den alten Zauberer da liegen und schlafen sah, musste er denken: „Das wär ein Braten für mich und meine Frau Wölfin und meine vier kleinen Wolfskinder, daran könnten wir acht Tage satt genug haben.“ Denn der Zauberer war sehr groß und dick, und wie er so dalag, sah er wie ein ganzes Gebirge aus, der Kopf ein Berg und die Füße zwei Berge, der höchste Berg aber war des Zauberers Bauch, und ganz oben darauf saß ein kleiner Fink und sang, aber wegen des Schnarchens konnte man's kaum hören. Dem Wolf aber lief das Wasser im Munde zusammen vor Appetit, und eben wollte er dem Zauberer an den Hals springen, um seine Mahlzeit anzufangen, da brach der Kasper einen Ast vom Baum und warf ihn dem Wolf auf den Kopf. Da heulte der Wolf laut auf, aber wegen des Schnarchens konnte man's kaum hören, und der Zauberer schlief ruhig weiter. Der Wolf sah sich nach allen Seiten um, wer ihn auf den Kopf geschlagen hätte, und schließlich sah er auch nach oben in den Baum. Inzwischen aber hatte der Kasper schnell ein Dutzend Kirschen gegessen und die Kerne im Munde behalten. Die spuckte er jetzt alle auf einmal dem Wolf ins Gesicht. Da heulte der Wolf noch lauter als der Zauberer schnarchte, und lief schnell heim und sagte zu seiner Frau Wölfin und seinen vier kleinen Wolfskindern: „Fast hätt' ich euch eben den schönsten Braten erwischt, den ihr je gegessen habt, aber im Baum saß ein Jäger, der hat mich erst mit dem Flintenkolben auf den Kopf geschlagen, dass

mir noch der Schädel brummt, und dann hat er mir eine volle Ladung Schrot mitten ins Gesicht geschossen.“

Der Zauberer war von dem Heulen aufgewacht und sah gerade noch den Wolf davonlaufen. „Da hab’ ich ja Glück gehabt!“ rief der Zauberer, „wer hat aber nur den Wolf fortgejagt?“ Und er sah sich nach allen Seiten um und fand niemand. Das merkte der kleine Fink, der sehr neugierig und schwatzhaft war und die ganze Zeit auf des Zauberers Bauch gesessen und alles mit angesehen und angehört hatte, und flink fing er an zu singen: „Sieh’ mal, sieh mal, sieh mal, sieh mal in den Wipfel!“ Der Zauberer sah in den Wipfel, da sah er den kleinen Kasper sitzen. „Jetzt geht’s mir an den Kragen!“ dachte der Kasper und aß schnell noch ein paar Kirschen. Aber der Zauberer rief ganz freundlich: „Wie heißt du, Kleiner?“ „Kasper“, sagte der Kasper. „So komm herunter, Kasper, dass ich dir danken kann, denn du hast mir das Leben gerettet.“ Da hatte der Kasper gar keine Angst mehr und aß noch rasch eine allerletzte Kirsche und stieg herunter. Der Zauberer nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Wald zu seinem Zauberschloss. Der Fink aber flog gleich zum Wolf und seiner Frau Wölfin und seinen vier kleinen Wolfskindern und erzählte ihnen die ganze Geschichte. Und die Wölfe ärgerten sich sehr, dass so ein kleiner Kasper den großen Wolf hatte fortjagen können.

Das Zauberschloss stand mitten im Walde, und ein breiter Wassergraben ohne Brücke war rings darum. „Wie kommen wir denn hinüber?“ fragte der Kasper,

aber der Zauberer nahm ihn einfach bei der Hand, und sie gingen über das Wasser wie über festen Boden. Und zu beiden Seiten tauchten viele große, goldene Fische aus dem Wasser und schauten her und sangen:

„Wie schön! Es kommt Besuch ins Haus.
Nun ist die Langeweile aus.“

Der Kasper hätte sich gern noch mit den singenden Fischen unterhalten, aber da standen sie auch schon drüben vor dem Tor. Der Zauberer klatschte in die Hände, und das Tor sprang auf, und kaum waren sie drinnen, da schlug es von selbst wieder zu. Drinnen nahm der Zauberer aus einem Schrank einen kleinen Kasten, dann ging er mit dem Kasper und dem Kasten auf die Schlossterrasse. Dort stellte er den Kasten auf den Tisch und sagte zum Kasper: „In dem Kasten sind drei kostbare Schätze. Einen darfst du dir als Lohn wählen.“ Der Kasten sprang auf, und der Kasper guckte mit großen Augen hinein, aber es waren keine Edelsteine drin und kein Gold, sondern nur drei aufgewickelte Schnüre. „Ist das alles?“ hätte der Kasper gerne gefragt, aber weil der Zauberer dabei stand, hatte er keinen Mut dazu. Der Zauberer sagte: „Die erste Schnur ist die Zauberangelschnur; wenn du damit angelst, fängst du immer den größten, schönsten Fisch im Wasser. Die zweite ist die Zauberhundeschnur; was du daranhältst, muss dir nachfolgen wie ein Hund. Die dritte ist die Zauberdrachenschnur; woran du die hakst, das fliegt in der Luft wie ein Papierdrachen, wohin du willst, bis du es wie-

der herunter ziehst.“ „Au, die muss ich probieren!“ rief der Kasper und schon hatte er die Schnur in der Hand und weil grad nichts anderes in der Nähe war, hing er schnell den Haken in des Zauberer roten Mantel. Sogleich flog der große, schwere Zauberer oben hoch in der Luft, als wöge er gar nichts, und der Kasper lief mit der Schnur auf der Terrasse hin und her und lachte und freute sich. Wickelte er die Schnur auf, so kam der Zauberer näher; wickelte er sie wieder ab, so flog der Zauberer ganz fern und hoch wie ein kleiner, roter Luftballon, denn die Schnur war sehr lang. Die Fische im Graben freuten sich auch, dass sie etwas Neues zu sehen bekamen, denn der Zauberer war ja schon so alt und zauberte immer dasselbe. Sie streckten alle ihre goldenen Köpfe aus dem Wasser und sangen:

„Saht ihr schon, saht ihr schon
So nen schönen Luftballon?“

Nur dem Zauberer wars nicht recht. Er schimpfte furchtbar die ganze Zeit, und wenn er tief war, klang laut wie ein Donner, und wenn er hoch war, brummte es nur ganz leise. Endlich rief er: „Wenn du mich jetzt nicht gleich wieder herunterziehst, so verzaubere ich dich wer weiß in was!“ Da bekam der Kasper doch Furcht, und erst ließ er sich versprechen, dass der Zauberer ihm nichts tun würde, wenn er wieder unten wäre, dann wickelte er die Schnur wieder ganz auf, bis der Zauberer wieder fest auf den Füßen stand. „Hättest du mir nicht das Leben gerettet“, sagte der Zauberer und schnaufte, „so hätte ich dich längst wer

weiß in was verzaubert. Jetzt aber musst du zur Strafe nur gleich aus dem Zauberschloss fort.“ „Es war doch nicht böß gemeint“, sagte der Kasper, aber das half ihm nichts, der Zauberer nahm ihn bei der Hand und führte ihn über den Graben, und die goldenen Fische tauchten zu beiden Seiten hervor und sangen:

„Wie schad! Nun geht der kleine Mann.
Die Langeweil fängt wieder an.“

Dem Kasper tat es leid, dass er nicht noch mehr von dem Zauberschloss zu sehen kriegte, aber darum ließ er den Kopf nicht lange hängen. Er hielt seine Zauberdrachenschnur fest in der Hand und überlegte, was er wohl am besten daran fliegen lassen sollte. Da kam der Wolf ihm entgegen, dem der Fink erzählt hatte, dass der Kasper mit dem Zauberer zum Zauberschloss gegangen war. Der hatte sich nahe beim Schloss im Walde versteckt und auf den Kasper gewartet, um sich an ihm zu rächen. Und jetzt sperrte er seinen großen Rachen weit auf, dass man die spitzen Zähne sah, und wollte den Kasper fressen. Der fürchtete sich aber nicht und warf seine Schnur so geschickt über den Wolf, dass das Häkchen in dem buschigen Wolfsschwanz hängen blieb. „Aua, was piekt mich da?“ heulte der Wolf, aber da flog er auch schon hoch über den Bäumen in der Luft. Und der Kasper freute sich an seinem schönen Wolfsdrachen und ließ ihn steigen und sinken, wie er wollte. Auch die Eichhörnchen in den Bäumen freuten sich, dass sie etwas Neues zu sehen bekamen. Sie sprangen alle

ganz neugierig auf die höchsten Wipfel und schauten und sangen:

„Saht ihr schon, saht ihr schon
So nen schönen Luftballon?“

Nur dem Wolf wars gar nicht recht. Er schimpfte und heulte die ganze Zeit. Und als gar der schwatzhafte Fink vorbeiflog, der an allem schuld war, und auch noch recht schadenfroh rief: „Was, bist du auch ein Vogel geworden?“, da schnappte er nach ihm und fraß ihn mit Haut und Federn auf statt des Kaspers, den er nicht kriegen konnte.

Als der Kasper nun mit seinem Wolfsdrachen ins Dorf kam, da liefen alle Leute zusammen, und alle wunderten sich über den lebendigen Drachen, und die Kinder freuten sich und schrien und klatschten in die Hände. Des Kaspers Eltern hatten schon Angst gehabt um ihren lieben Sohn und sie schalten ihn nur ein bisschen, weil sie sich zu sehr freuten, dass sie ihn wieder dahatten. Der Wolf aber bekam große Furcht, als der Kasper nun die Schnur aufzuwickeln anfang, denn er dachte, die Leute würden ihn totschiagen. Aber der Kasper sagte: „Willst du versprechen, von nun an zahm zu sein und unser Haus zu hüten? Dann kommst du noch einmal mit dem Leben davon.“ Der Wolf versprach es und hat es auch gehalten. Er bekam ein Hundehüttchen auf dem Hof und wurde Wachthund bei des Kaspers Eltern. Die Frau Wölfin und die vier kleinen Wolfskinder durfte er holen, wenn sie alle zahm werden wollten, und weil der Vater Wolf es schon geworden war, wollten sie's auch werden.

Erst musste der Kasper aber allen zeigen, was seine Schnur konnte. Sie gingen auf die Dorfstraße hinaus, da fuhr eben des Müllers Ochsenwagen die neuen Mühlsteine vom Steinbruch zur Mühle. „Was soll der Ochs so schwer ziehen?“ rief der Kasper. Er hakte die Schnur ins Geschirr, und schon flog der Ochs mit dem Wagen und den Mühlsteinen ganz bequem in der Luft, als wär er's nicht anders gewöhnt, und der Kasper führte ihn zur Mühle, und das ganze Dorf lief hinterdrein.

Kaum stand der Ochsenwagen wieder auf festem Boden, da kamen Leute gelaufen und erzählten, am nahen Berghang wäre ein großes Felsstück ins Rutschen gekommen und sicher würde es bald fallen und den Bauernhof, der gleich darunter lag, unter sich begraben. Sofort liefen sie alle zu dem Hof am Hang, vor dem standen schon der Bauer und seine Frau Bäuerin und seine Kinder und jammerten, dass sie ihr liebes Haus verlieren sollten. Der Kasper aber hakte die Zauberdrachenschnur ins Türschloss, und gleich flog das Haus in der Luft, als wäre es federleicht. Im Fenster saß die Hauskatze, die noch drinnen geblieben war, und mauzte und wunderte sich. Und der Bauer und seine Frau Bäuerin und seine Kinder rissen die Münder auf vor Staunen und konnten kein Wort sagen. „Wohin soll ich dir dein Haus nun stellen?“ fragte der Kasper den Bauern, und er musste ihn dreimal fragen, bis er Antwort bekam, weil der Bauer kaum glauben konnte, was er mit seinen Augen sah. Dann lief der Kasper mit dem Haus an der Schnur weit vom Hang fort an eine sichere Stelle, wo-

hin der Bauer das Haus gerne haben wollte, und da wickelte er die Schnur wieder auf, und das Haus kam herab aus der Luft und stand, als hätte es immer dagestanden. Die Hauskatze sprang aus dem Fenster und mauzte und freute sich; sie strich an den Mauern hin und schnurrte ganz laut, und als sie vor der Haustür stand, machte sie einen Buckel und rieb sich an den Pfosten. Der Bauer und seine Frau Bäuerin und seine Kinder waren ganz außer sich vor Freude, dass sie ihr liebes Haus nun behalten sollten, und alle wollten sie dem Kasper die Hände schütteln und ihm danken. Der Kasper aber sagte: „Hab keine Zeit. Muss erst die Scheune noch holen.“ Er holte die Scheune an seiner Zauberschnur herbei und holte den Kuhstall und den Pferdestall und den Schweinestall und den Hühnerstall, eins nach dem andern, und stellte sie hinters Haus schön im Viereck um den Hof, wie sie gestanden hatten. Und kaum standen sie da beisammen, so stürzte auch schon der Felsblock, und es gab einen Krach wie von zwanzig Donnern, und wo zuvor der Bauernhof gelegen war, da lag nun ein großer wüster Haufen von Schutt und Steinen. Da freuten sich alle und dankten Gott, dass er den Kasper mit der Zauberdrachenschnur noch gerade zur rechten Zeit hatte da sein lassen. Und auch dem Kasper dankten sie viele Male, weil er so tapfer alles unterm Fels weggeholt hatte, und für den nächsten Tag wurde er zu Kaffee und Kuchen in des Bauern gerettetes Haus eingeladen. Dann zogen der Kasper und wer noch mitwollte fröhlich weiter, und jetzt durfte des Kaspers bester Freund selber einmal an der Zauber-

drachenschnur fliegen. Der schimpfte aber nicht wie der Zauberer und der Wolf, sondern ihm wars gerade recht, und er mochte gar nicht mehr herunter.

Den großen, alten Kirschbaum mit den vielen kleinen, roten Kirschen habt ihr wohl schon ganz vergessen? Der Kasper aber nicht. Er ging mit all den Leuten und Kindern zum Waldrand und hakte seine Schnur in den Kirschbaum, und der fuhr mit allen tausend Wurzeln und Würzelchen aus der Erde und flog wie ein großer, bunter Papierdrachen mit durch die Luft, wohin der Kasper ging. Er ging aber auf seines Vaters Wiese, und da gruben sie alle dem Kirschbaum eine tiefe, breite Grube, in die ließ ihn der Kasper die Wurzeln hineinsenken, und sie schaufelten die Grube wieder zu, und als der Baum feststand, da stiegen alle Kinder in die Kirschen.

Jetzt wollten die Leute und die Kinder natürlich wissen, woher denn der Kasper die Schnur hatte. Und er erzählte ihnen die ganze Geschichte. „Da hast du richtig wie ein dummer Bub gewählt“, riefen die Fischer, die dabei waren, „hättest du doch die Angelschnur genommen!“ „Nein“, riefen die Bauern und die Hirten, „hättest du doch die Hundeschnur genommen!“ „Nein“, riefen alle Kinder, „die Zauberdrachenschnur ist am lustigsten, die hätten wir auch gewählt!“

Und was hättest du gewählt?

WARUM DIE RUR SO GROSSE BÖGEN MACHT

AUF DEM HOHEN VENN entsprang ein Fluss und hieß die Rur. Als die Rur aus dem dunklen Erdboden kam, da war sie sehr neugierig auf die Welt. Mit einem Weilchen schaute sie, mit einem Weilchen horchte sie, mit einem Weilchen spürte sie, mit einem Weilchen schmeckte sie, mit einem Weilchen roch sie. „Welt, wie gut riechst du, wie lecker schmeckst du, wie lieb fühlst du dich an, wie schön klingst du, wie hübsch siehst du aus!“ rief die Rur und wusste auch gleich, wohin in der Welt sie wollte. Als sie aber darauf zulief, da kam sie an einen sehr großen Berg, der versperrte ihr den Weg, soweit sie sah. Drinnen im Berg wohnte der Zwergenkönig. „Vielleicht hilft mir der“, dachte die Rur. So klopfen all ihre Weilchen an den Berg und riefen:

„Wir bitten dich, bitten dich, Königszwerg,
Brich uns ein Wegelchen in den Berg!“

Da brummte es aus dem Berge:

„Wohin soll der Weg denn führen?“ —
„Nach Düren, Herr König, nach Düren!“

antworteten die Wellchen. Da kam der kleine König hervor und fragte: „Was wollt ihr denn in Düren?“ Die Wellchen sagten: „In Düren ist ein schönes Schloss und bei dem Schloss ein schöner Garten, und in dem Garten blühen die drei schönsten Blumen der Welt: die Rose Duftweit, die Lilie Leuchtehell und die

Tulpe Steige grad. Aber kein Fluss fließt in Düren, und geregnet hat es schon so lange nicht mehr, dass der ganze Garten verstaubt und verdurstet, und die drei schönsten Blumen der Welt sind schon viertelstot und müssen sterben vor Dürre, wenn wir nicht bald kommen und ihnen zu trinken bringen.“ Der Zwergenkönig sagte: „Weil ihr den drei schönsten Blumen der Welt helfen wollt und selber so frische, klare Wellchen seid, will ich euch auch helfen.“ Er klatschte dreimal in die Hände, da standen dreitausend Zwerge, einer dicht beim andern, den ganzen Berg hinauf und fragten alle auf einmal: „Herr König, was sollen wir tun?“ — „Grabt einen Talweg für die Rur, wohin sie ihn haben will!“ befahl der König, und die dreitausend Zwerge fingen sogleich an, tief in den Berg einen Weg zu graben, wohin die Rur ihn haben wollte. Aber ringsherum im Boden schliefen die kleinen Pflanzengeister, wie sie überall in der Erde liegen und auf Pflanzen warten, die da wüchsen und in die sie schlüpfen könnten. Die wurden von all dem Gehacke und Geschaufel wach, und als sie merkten, was vorging, da sangen sie von rechts und von links alle durcheinander:

„Grabt her, graue Zwerge!
Fließ her, lieber Fluss!
Bringt uns Luft, bringt uns Wasser,
Dass uns Wohnungen wachsen!
Wir bringen euch Blüten
Und Laub und Schatten
Und Früchte dafür.“

Und das sangen sie so zart und mit so holder Musik, dass die Rur ganz verzaubert war von den Geisterstimmen und am liebsten zu allen gleichzeitig geflossen wäre. Weil das aber nicht ging, so ließ sie das Zwergenheer bald nach links, bald nach rechts graben, je nachdem, wohin die Stimmen sie eben am meisten lockten. Und kaum hatte sie's die Zwerge geheißt, so gruben die schon so flink und so fleißig, dass man die Hände und Hacken und Spaten gar nicht mehr unterscheiden konnte, und hatten im Fluge den Weg gebaut und warteten, wohin nun weiter. Wo die Rur aber hingeflossen war, da fing's gleich an, zu grünen und zu blühen und zu fruchten, und die Wellen freuten sich sehr daran und hatten die drei schönsten Blumen der Welt ganz vergessen, denn Wellen sind arg vergesslich. Nur manchmal fiels ihnen wieder ein, dass sie ja nach Düren wollten, und dann ließen sie die Zwerge ein Stück geradeaus graben, aber bald gings wieder nach links und nach rechts, weil die Geister ihnen keine Ruhe ließen. So lief die Rur in vielen großen, schönen Bögen, aber der Garten war noch weit, und die drei schönsten Blumen waren halb tot vor Durst. Duftweit roch schon nach Welke, und Leuchtehell war gelblich und knittrig, und Steigegrad ließ den Kopf hängen und spreizte die Blütenblätter von sich.

Als nun der Zwergenkönig sah, wie seine dreitausend Zwerge sich abarbeiten mussten und die Rur doch so langsam vorwärtskam, da sagte er zu ihr: „So wars nicht gemeint. Ich rufe jetzt meine sieben Weisen, die sollen den gradesten Weg nach Düren herausfin-

den, und der wird gegraben und der wird geflossen. Basta!“ Des Königs sieben Weise waren sieben sehr gelehrte Zwerge, die hießen: Wackelkopf und Nackenschopf, Sattenbauch und Rattenaug, Mausezart, Sausefahrt und Lausebart. Zählt einmal nach! Es sind genau sieben, nämlich zwei und zwei und drei. Die kamen zusammen, jeder mit sieben dicken Büchern unter den Armen, und schlugen erst einmal in den sieben mal sieben dicken Büchern nach, so lange, bis sie alle eingeschlafen waren.

Als erster wachte Sausefahrt auf, schlug mit der Faust auf seine sieben Bücher, dass der Staub nur so flog und die andern sechs Weisen aus dem Schläfe fuhren, und rief laut:

„Es ist doch so klar, es merkt“ jedes Kind:
Der Weg geht nach Da. Nun grabt mir geschwind!“

Da sprang aber Lausebart auf und kratzte sich ganz wild im Bart und schrie noch viel lauter:

„Da gehts nicht herum. Dort geht es herum.
Und wer das nicht weiß, der ist eben dumm.“

„O, o“, seufzte Mausezart,

„Meine werten Herrn Kollegen,
Bitte sich nicht aufzuregen!“

Und Wackelkopf wackelte mit dem Kopf und stöhnte:

„Aber nein, wie schwer, aber nein!
Wer hat denn nun recht von den zweien?“

Nackenschopf kämmte sich mit den Fingern durch seinen dicken Haarschopf und meinte: „Bald werde ich’s genau wissen.

Ach wartet noch ein Jährchen nur!
Ich bin dem Ding schon auf der Spur.“

Sattenbauch strich sich über den Bauch und sagte ganz vergnügt:

„Mir scheint doch platterdings:
Rechts ist so gut wie links.
Da ist ein schöner Ort,
Und auch sehr schön ist *Dort*.“

Das mochte nun Rattenaug gar nicht hören. Er zischte durch die Zähne und schielte ganz giftig auf alle sechs andern zugleich. Dann keifte er:

„Da ist ganz verkehrt, und Dort ist ganz verkehrt,
Sausefahrt nichts wert und Lausebart nichts wert!“

Da hättet ihr aber Sausefahrt und Lausebart sehn sollen! Alle ihre vierzehn Bücher auf einmal warfen sie gegen Rattenaug, und weil sie vor Wut nicht richtig zielen konnten, trafen sie die andern vier auch, und die warfen natürlich wieder, und es gab eine große Prügelei. Jeder Weise schlug auf jeden andern mit Büchern und mit Fäusten, bis alle sieben Weisen zwischen ihren neunundvierzig Büchern am Boden lagen und sich nicht mehr rühren konnten.

Als erster sprang Sausefahrt wieder auf und gleich rannte er zu den dreitausend Zwergen und rief:

„Grabt schnell nach Da!“, und die gruben schnell nach Da. Aber nun kam auch schon Lausebart an und schrie: „Nein, nach Dort grabt!“ So gruben sie wieder nach Dort. Und gruben nach Da und nach Dort, je nachdem, ob sie gerade auf Sausefahrt oder auf Lausebart hörten. Und die andern fünf Weisen waren auch gekommen und sprachen und schrien alle durcheinander. So lief die Rur in vielen großen Bögen, aber Düren war noch weit, und die drei schönsten Blumen der Welt waren schon dreiviertelstot.

Als nun der Zwergenkönig sah, wie seine dreitausend Zwerge sich abarbeiten mussten und wie die Rur mit den sieben Weisen noch langsamer vorwärtskam als ohne die sieben Weisen, da wurde er sehr böse und schickte die sieben nach Haus auf nimmer wiedersehen. Und zur Rur sagte er: „Nun hilf dir selber! Noch ein Stündchen lass ich die dreitausend für dich graben und dann nicht mehr.“ Da erschrak die Rur sehr, aber dann fiel ihr auf einmal wieder ganz deutlich ein, was sie eigentlich wollte, und da wusste sie auch gleich den Weg und rief den Zwergen zu: „Grabt so und grabt so!“ und in einer halben Stunde war sie schon aus den Bergen heraus. Rasch sagte sie noch den guten Zwergen und ihrem König einen schönen Dank und lief den kürzesten Weg nach Düren, und Bögen machte sie nur noch kleine, weil's eben ganz ohne Bögen nicht ging.

Als sie in den Garten am Schloss kam, waren alle andern Blumen schon verwelkt, nur die drei schönsten lebten noch, und eben wollten sie sterben. Da floss die Rur ganz dicht an ihnen vorüber und netzte ihre Wur-

zelfüsschen mit dem frischen Wasser. Wie das die Blumen spürten, da taten sie einen tiefen Atemzug und sagten: „Ach wie wohl uns wird!“ Steigeград stand wieder kerzengrade da. Leuchtehell war wieder weiß und blank, und Duftweit roch wieder süß und frisch. Die Rur aber floss durch den ganzen Garten, und aus allen Wurzeln kamen neue Blumen. Und die drei schönsten Blumen der Welt spiegelten sich in den Wellen und sagten: „Wir haben gar nicht gewusst, wie schön wir sind. Nun wissen wir’s.“ Und die Rur freute sich, dass so schöne Bilder in ihrem Spiegel waren. Als sie sich satt gefreut hatte, da floss sie still und zufrieden weiter durchs ebene Land und gab Wiesen und Feldern und Wäldern zu trinken, bis sie an einen viel breiteren Fluss kam. Der hieß die Maas und nahm sie zu sich auf.

DIE WOLKENTOCHTER

ES WAR EINMAL eine große, weiße Wolke, die hatte eine Tochter. Die Tochter war aus lauter weißer Wolke, nur oben sah ein Köpfchen heraus mit blauen Augen und gelben Haaren, und am Rücken hatte sie zwei weiße Flügel, die glänzten, wenn die Sonne drauf schien. Die Wolkentochter flog oft mit der Mutter spazieren, übers Meer und übers Land und zwischen den Sternen. Wenn sie schlafen wollten, riefen sie den Wind und legten sich auf seine großen, grauen Flügel. Manchmal schlief die Mutter noch, und die Wolkentochter war schon wach, dann durfte sie auch allein ausfliegen. Am liebsten flog sie auf den kühlen Mond. Da wuchsen Silberblumen, weiße und blaue, die pflückte sie und trug sie zur Mutter, und sie pflanzten sie in ihren fliegenden Garten. „Aber zur Sonne“, hatte die Mutter gesagt, „dahin darfst du nicht fliegen, sonst versengt ihre Glut dir die Flügelchen, oder ihr feuriger Atem zerbläst dich zu lauter winzigen Dämpfchen, dass dich niemand wieder zusammensuchen kann.“

Einmal schlief die Mutter noch, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Das Kind wurde wach und sah sein Spiegelbild im Meer an, über dem sie flogen. Da sahs die Flügelspitzen über seinen Schultern wie weiße Feuerchen leuchten von der Sonne. Und es schaute sich um und sah die goldene Sonne am Himmel und bekam so große Lust, ein einziges Mal hinzufliegen, dass es sich gar nicht mehr halten konnte.

Kaum hatte sie's gedacht, da schlugen auch schon ihre Flügel, und sie schwebte ganz hoch über der Mutter.

Sie flog und flog, und es wurde immer heißer und heißer. Da wurde ihr doch recht bang, und sie dachte an alles, was die Mutter gesagt hatte. Sie wollte nur eben noch rasch einmal nach der Sonne hinschauen und dann wollte sie zurückfliegen. Aber als sie nun von nahe her zur Sonne schaute, da sah sie auf den goldenen Sonnenwiesen Blumen stehen, wie sie noch nie welche gesehen hatte, gelbe und rote Feuerblumen, eine schöner und strahlender als die andre. „Ach ich will nur schnell eine Handvoll Blumen pflücken“, dachte die Wolkentochter, „und dann gleich heim zur Mutter!“ Da war sie auch schon auf den Sonnenwiesen, und dort wars so heiß, dass sie meinte, sie müsste ersticken. Die Füße brannten ihr, wenn sie auftrat, und die Hände, wenn sie pflückte. Kaum hatte sie eine Handvoll Blumen ausgerissen, da wollte sie wegfliegen, aber die Flügel waren ihr abgesengt, wie die Mutter gesagt hatte, und überall tats ihr so weh von der Hitze, dass sie nichts mehr von sich wusste, und sie fiel wie tot von der Sonne hinunter ins Meer.

Als nun die Mutter aufwachte, dachte sie: „Wo ist denn mein Kind? Es wird spazieren geflogen sein, ich wills rufen.“ Und sie sang:

„Wolkentochter, Wolkentochter,
Ich fliege überm blauen Meer.
Wolkentochter, Wolkentochter,
Komm zu deiner Mutter her!“

Aber es kam keine Antwort. Da wurde die Mutter ängstlich und flog eilig übers ganze Meer und schaute und sang nach ihrem Kind und fand nicht. Und sie flog über viele Meere und Länder und sang:

„Wolkentochter, Wolkentochter,
Auf welchem Meer, in welchem Land?
Wolkentochter, Wolkentochter,
Komm an deiner Mutter Hand!“

Aber nirgends gab es Antwort, und die Wolke wurde sehr traurig. Da kam sie über ein Meer, auf dem schwammen viele gelbe und rote Blüten und leuchteten wie die Flammen. Und gleich musste sie denken: „Nun ist mein Kind doch zur Sonne geflogen! Die Blumen, die hats gewiss gepflückt und ist mit ihnen ins Meer gefallen. Wenn ich’s nur wieder heraufsingen kann!“ Sie sammelte alle Blüten, die auf dem Wasser trieben. Dann sang sie:

„Wolkentochter, Wolkentochter, Steige aus dem
blauen Meer!
Wolkentochter, Wolkentochter,
Komm zu deiner Mutter her!
Alle deine Feuerblumen,
Gelbe Blumen, rote Blumen,
Sind auf blauem Meer geschwommen,
Alle hab ich aufgenommen.
Wolkentochter, Wolkentochter,
Komm zu deiner Mutter her!“

Da fing das Meer zu rauschen an, und die Wolkentochter stieg heraus. Erst kam aus dem Wasser das

gelbe Haar, dann das Gesichtchen, das war noch ganz verschlafen. Die Flügel waren schon nachgewachsen im kühlen Meer, und als das Kind die blauen Augen aufschlug und die Mutter über sich sah mit dem Blumenstrauß, da flog es gleich zu ihr hinauf, und sie fielen sich um den Hals und hatten sich lieb und freuten sich. Als sie sich genug liebgehabt und gefreut hatten, sagte die Mutter: „Nun flieg mir nur nie wieder zur Sonne! Das zweite Mal kann ich dich nicht mehr lebendig singen.“ Und die Tochter gab ihr die Hand darauf und sagte: „Bestimmt nie mehr! Aber die Feuerblumen, die gelben und roten, die setzen wir zu den Silberblumen in unsern Garten. Vielleicht wachsen sie an.“

VOM BAUM, DER LAUFEN KONNTE

Es ging einmal ein Mann
Durch einen dunklen Tann.
Da standen grüne Bäume
Mit braunen Zapfen dran.

Der Mann nahm den größten, schönsten Tannenzapfen, den er fand, und besah ihn sich von allen Seiten. Dann roch er dran. Dann rollte er ihn zwischen den Händen. Dann warf er ihn in die Luft. Dann fing er ihn wieder auf. Dann steckte er ihn in die Rocktasche und vergaß ihn.

Als er das alles besorgt hatte, ging der Mann weiter. Er ging aus dem Wald hinaus und in die Wiesen am Fluss hinunter. Er zog sich Schuh und Strümpfe aus und watete durchs Wasser. Am andern Ufer zog er sie sich wieder an und stieg die kahle Höhe hinauf. Dort setzte er sich hin, ganz hoch oben, und besah sich das Tal und den Fluss und den Tann gegenüber. Da fiel ihm der Zapfen ein, den er in der Rocktasche hatte. Er dachte: „Was soll ich mit dem Zapfen?“ und warf ihn weg. Dann ging er fort.

Aus dem Tannenzapfen aber wuchs ein schöner, schlanker Tannenbaum, der auf der kahlen Höhe ganz allein unterm Himmel stand.

Viel Sonne schien ihn an,
Viel Hagel fiel ihn an,
Viel Stürme zausten drin,
Viel Vögel hausten drin.

Manchmal freute sich der Baum, dass er so frei dastand, mit Wind und Sonne und Regen und Häschen und Vögeln allein, und dass er so weit ausschauen konnte. Manchmal war ihm auch bang, dass er so einsam stand in Hagel und Sturm und Frost und Gewitter. Als er größer wurde, da besah er sich einmal wieder den Tannenwald gegenüber am andern Flussufer und merkte, dass da lauter Bäume waren wie er. Da bekam er große Sehnsucht nach seinen Tannenbrüdern und mochte nicht länger so ganz für sich stehen, da die andern doch alle beieinanderstanden. Den ganzen Tag schaute er zum Wald hinüber und dachte „Wär ich dort!“

Einmal kam der Mann vorüber, der damals den Tannenzapfen auf die kahle Höhe geworfen hatte. Da fing der Tannenbaum so herzlich zu rauschen an, dass der Mann richtige Worte draus verstand:

„Ach lieber Mann,
Was fang ich an?
Ich bin ein armer Tannenbaum
Und möchte gern zum Tann.“

Der Mann sah den Tann und sah den Fluss und sah den Baum auf der kahlen Höhe. Da fiel ihm ein: „Sicher ist der Baum aus dem Zapfen gekommen, den ich damals hier hingeworfen habe, und ich bins schuld, wenn er jetzt so einsam hier steht.“ Und er sagte zum Baum: „Ich möchte dir wohl helfen, lieber Baum, da du so schön fragen kannst. Ich weiß nur nicht, wie. Aber nicht weit von hier wohnt ein großer Zauberer, der könnte dir schon helfen, wenn er wollte.“ Also

ging der Mann zum Zauberer und erzählte ihm die ganze Geschichte, wie er den Zapfen vom Tann mitgenommen hätte, wie dann der Baum daraus gekommen wäre, wie der Baum nun solche Sehnsucht nach dem Wald hätte und ob der Zauberer ihm nicht von der kahlen Höhe hinüberhelfen wollte. Der Zauberer brummelte was in seinen langen, weißen Bart und ging mit dem Mann, bis sie zum Baum kamen, und sah sich den Baum an, der war ein zerzauster Baum, aber ein schöner Baum und gefiel ihm gut. So sagte er zu ihm: „Weil der Mann so mitleidig für dich gebeten hat, will ich dir helfen. Nun steh einmal ganz still!“ Da hörte der Baum zu rauschen auf und stand ganz still. Und der Zauberer machte mit seinen Armen so und so und so und sagte:

„Hokus Pokus — Wurzeln raus!
Hokus Pokus — Füße draus!“

Beim ersten Vers, „Hokus Pokus — Wurzeln raus!“, fuhr der Baum mit den Wurzeln aus dem Boden und stand auf tausend kleinen Wurzelspitzen, dass der Mann meinte, jetzt müsste er Umfallen, aber es war ja Zauberei, und so blieb er stehen. Beim zweiten Vers, „Hokus Pokus — Füße draus!“ fuhren alle tausend Wurzeln und Würzelchen ineinander, und es wurden draus zwei riesengroße, schwarze Holzfüße. Da fing der Baum wieder an zu rauschen:

„Dank dir, Zauberer! Dank dir, Mann!
Jetzt bin ich ein Baum, der laufen kann.“

Ein paar Schritte probierte der Baum auf der kahlen Höhe hin und her. Die ersten waren noch wacklig, die letzten waren schon wacker. Und als er's ganz grad und schnell konnte, da lief er die kahle Höhe hinunter, dann platschte er durch den Fluss mit den dicken Füßen, dass es haushoch spritzte, dann rannte er bergauf zum Tann und lief um den ganzen Wald herum und rauschte vor großer Freude laut mit allen Zweigen. Die anderen Tannenbäume aber steckten die Wipfel zusammen und raschelten:

„Sowas hab' ich noch nie gesehn:
Einen Tannenbaum auf Füßen gehn!“

Und als er sich nun einen recht schönen Platz ausgesucht hatte, da riefen die Bäume, die um den schönen Platz herumstanden: „Fort, fort! Dich wollen wir nicht zum Nachbarn! Wenn der Sturm kommt, wirst du fallen und uns die Kronen zerschlagen.“ „Aber seht doch“, antwortete der Baum, der laufen konnte, „wie fest ich auf meinen Füßen stehe!“ „Alles Lug und Trug!“ riefen die anderen Bäume,

„Ein Baum ohne Wurzeln
Der muss doch purzeln.“

Da machte der Baum sich fort und versuchte es woanders, aber es ging ihm ebenso. Und da und dort versuchte er, und als er die schönen Stellen alle abgefragt hatte, da versuchte er's an den schlechten und zuletzt am engen, kalten Winkel, wo kein Sonnenstrahl hinkam. Aber die kleinen, krüppeligen Tannen,

die da wuchsen, machten es grad wie die großen, vornehmen, und überall klangs nur: „Fort, fort!“ und

„Ein Baum ohne Wurzeln
Der muss doch purzeln.“

Da dachte der Baum: „Einmal hat ein Mensch mir geholfen, vielleicht hilft mir wieder einer.“ Und er lief zur Straße hinüber, wo öfters Menschen gingen, aber vom vielen Laufen war er schon so müd geworden, dass er wieder hin und her wackelte wie bei seinen ersten Schritten. Wenn nun ein Mensch kam und sah von weitem den Baum heranwackeln über die Straße, da schrie er vor Angst: „Lieber Gott, lieber Gott, was für ein Ungeheuer! Läuft wie ein Mensch und schaut aus wie ein Baum!“ Und alle machten, dass sie fort kamen. Und sie schrien noch, als sie ins nächste Dorf liefen. Da hörte es der Mann, der damals den Tannenzapfen auf die kahle Höhe geworfen hatte, und gleich dachte er sich was dabei und ging auf die Straße hinaus. Richtig, da kam der Baum, der laufen konnte, angewackelt. „Was suchst du auf der Straße?“ fragte der Mann. Der Baum aber blieb stehen und war froh, dass er den Mann wiedersah, und fing sofort an zu rauschen:

„Ach lieber Mann,
Was fang ich an?
Ich bin ein armer Tannenbaum.
Man lässt mich nicht zum Tann.“

Und er erzählte ihm die ganze Geschichte, wie es ihm im Tann so schlecht ergangen war, und sagte: „Die

Bäume schicken mich fort, weil ich ein Baum mit Füßen bin, die Menschen laufen vor mir fort, weil ich mit Füßen ein Baum bin. Ach lieber Mann, was fang ich an?“ „Komm einmal mit“, sagte der Mann. Er fasste ihn an einem Zweig, und Baum und Mann gingen zusammen zum Zauberer. „Was wollt ihr denn schon wieder?“ brummelte der Zauberer in seinen langen, weißen Bart. Da erzählte der Mann ihm die ganze Geschichte und wie dem Baum nun seine Füße gar nichts nützten und ob der Zauberer ihm nicht noch einmal helfen wollte. Der Zauberer sah sich den Baum an, der war so müd und traurig, dass seine Zweige am Boden schleiften, aber er gefiel ihm immer noch gut. So sagte er zum Baum: „Weil der Mann so mitleidig für dich gebeten hat, will ich dir noch einmal helfen. Komm mit zum Wald und such dir den schönsten Platz aus!“ Da suchte der Baum sich den Platz aus, an dem er zuerst abgewiesen worden war, mitten im Wald, aber auf einem Felsprung, dass er doch für sich stand und viel Licht und Luft hatte und weit ausschauen konnte. Die Bäume rundherum wollten wieder murren, aber weil der Zauberer dabei war, hatten sie keinen Mut dazu. Kaum stand der Baum an seinem ausgesuchten Platz, da machte der Zauberer mit seinen Armen so und so und so und sagte:

„Hokus Pokus — Füße rein!
Hokus Pokus — Wurzeln sein!“

Beim ersten Vers fuhr der Baum mit den Füßen tief in den Boden. Beim zweiten Vers fuhren ihm die Füße

in tausend Wurzeln und Würzelchen auseinander. Da fing der Baum recht froh zu rauschen an:

„Dank dir, Zauberer! Dank dir, Mann!
Jetzt bin ich ein Tannenbaum im Tann.“

Nun freuten sich auch die anderen Bäume über ihren neuen Genossen und rauschten ganz zufrieden:

„Jetzt wird er nicht purzeln,
Jetzt hat er ja Wurzeln.“

Der Baum aber konnte den ganzen Wald sehen und den Fluss dazu und drüben die kahle Höhe, wo er früher so allein gestanden hatte. Und weil er aus dem größten, schönsten Tannenzapfen gekommen war und den besten Platz hatte, so wuchs er größer und schöner als alle seine Brüder und wurde der Tannenkönig.

DAMPFREITERCHEN

DAMPFREITERCHEN hockt im Kohlenwagen zwischen den Kohlen und schläft. Davon hats auch Gesicht und Hände immer so schwarz wie ein Schornsteinfeger. Wenn die Lokomotive zur Abfahrt pfeift, wird Dampfreiterchen wach. Es gähnt und es dehnt sich, es räkelt sich und reckt sich. Es schlägt die beiden Augen auf, und das sind zwei rote Feuerfunken. Es stellt sich auf die Zehenspitzen und macht „Knie beugt“ und wippt auf und nieder, bis der Zug in Fahrt ist und hinterm Lokomotivenrohr die Dampfschlange durch die Luft zieht. Dann schnalzt Dampfreiterchen mit der Zunge und wirft seinen schwarzen Mantel ab und tut einen hohen Sprung in die Luft und kommt genau auf die Dampfschlange zu sitzen. Sieh nur scharf zu, wenn der Zug vorbeisaust! Dann kannst du's reiten sehn hinter dem Rohr. Es hat eine weiß- graue Bluse an und weite, weißgraue Hosen. Die Beine hats fest um den Dampf geschlagen, mit Brust und Kopf liegt es über der Dampfschlange wie der Rennreiter über seinem Pferd, und mit den Händchen zaust es die Schlange in ihrer weißen, flattrigen Mähne. Und wenn's das Gesicht nach der Seite dreht, wo du stehst, dann kannst du seine Funkenaugen sehen, wie sie leuchten.

Wenn der Zug im Bahnhof hält, so springt es gerne ins Hallendach und klettert und hüpfte auf den Balken herum und hängt sich ans Gerüst und schwingt auf und ab. Hats da genug geturnt, so kriecht es un-

tern Zug und macht sich zwischen den Rädern zu schaffen, und wenn du dann gerade aus dem Fenster schaust, auf einmal steckt es den Kopf unterm Wagen heraus mit aufgeblasenen Backen, und eh du dich versiehst, pustet es dir einen dicken Ballen Dampf ins Gesicht, dass dir Atem und Sehen vergeht, kichert und ist wieder weg. Will der Zug weiterfahren, so kriecht es ins Lokomotivenrohr und lockt seine Schlange. Stell dich dann einmal neben die Lokomotive und frage: „Wer ist hier der Zugführer?“ „Ich, ich, ich, ich!“ zischt es. „Wer, ich?“ fragst du. „Dampfleiterchen, Dampfleiterchen!“ faucht es. Dann kommt die Schlange aus dem Rohr, und Dampfleiterchen sitzt wieder obenauf, und wenn die Schlange im Winde tanzt, Dampfleiterchen tanzt mit und freut sich. Ists aber müd, so lässt es sich in den Kohlenwagen fallen und zieht seinen schwarzen Mantel hervor und schlägt ihn fest um sich und hockt sich zwischen die Kohlen hin und schläft.

WELLENKIND

ES WAR EINMAL im Süden ein Fischer mit seiner Frau Fischerin. Die wohnten am Meeresstrand in einem Häuschen und hatten bei harter Arbeit grad satt zu essen. Sie hatten einander lieb, und auch das Meer, an dem sie hausten und das sie ernährte, hatten sie lieb, wenn es sie gleich oftmals erschreckte und plagte und fast verschlang in seinen Stürmen. Sie wären ganz wohl zufrieden gewesen, wenn sie nur ein Kindchen gehabt hätten, aber sie warteten Jahr um Jahr, und es kam keins. Oft hatten sie zu Gott gebetet, er möge ihnen ein Kindchen schenken, aber sie mussten warten und warten, und endlich hielten sie's vor Sehnsucht und Ungeduld kaum mehr aus.

Einmal zogen die beiden ein Netz, das sie ausgelegt hatten, wieder aus dem Wasser ans Land; hüben zog der Mann, und drüben zog die Frau. Sie wateten noch im Wasser und mussten sich gegen den Grund stemmen und mit ganzem Leibe zurückwerfen und mit Gewalt einen Ruck tun und noch einen Ruck und kamen doch kaum vorwärts mit dem schweren Netz. Da sagte die Frau: „Zehnmal so schwer möcht ich mich noch plagen, wenn wir nur ein Kindchen damit gewinnen könnten.“ Der Mann sagte: „Und ich mit.“ Kaum hatten sie das gesagt, da schien das Netz noch zehnmal schwerer, und hatten ihnen zuvor die Schweißperlen auf der Stirn gestanden, nun fiel ihnen der Schweiß in hellen Tropfen von den Gesichtern. Sie sagten nichts mehr und bissen die Zähne aufeinander

und ächzten und ruckten und blieben stehen und ruckten wieder und so stundenlang, bis das Netz auf dem Trocknen lag. Dann schlugen sie's auf und warfen was drin war, in große Körbe, denn es war ein reicher Fang. Silbrige Fische und rötliche, weiße und blaue und solche, die in vielerlei Farben schillerten, große Fische und kleine Fische, das zappelte und glitschte und schnellte und sprang durcheinander, und was die Hände griffen, war nass und glatt und kalt und wand sich und wollte entwischen. Auf einmal fasste der Fischer was Warmes, und im ersten Schreck fuhr er zurück und schrie: „Frau, sieh her!“ Und sie bückten sich beide übers Netz und sahen hinein; da lag mitten im Fischgezappel ein winziges, wunderschönes Bübchen. Fischer und Fischerin nahmen einander bei der Hand und schauten einander an und schauten das Kindchen an und wieder einander und wieder das Kindchen und konnten es kaum glauben, dass ihr Wunsch nun endlich erfüllt sein sollte. Dann trugen sie das Kind in ihr Häuschen.

Der Knabe hieß Wellenkind, weil er aus den Wellen geholt war. Er sah aus wie ein Menschenkind sonst, nur zwischen den Fingern und den Zehen hatte er Schwimmhäute gleich Enten und Schwänen, und seine Haare und seine Augen waren grün wie das Meer. Wellenkind hatte noch nicht laufen gelernt, da trug ihn einmal die Mutter auf den Armen zum Strand, damit sie den Vater, der im Boot von der hohen See kam, zusammen begrüßten. Das Boot war schon nah, und die Fischerin winkte und ging mit den bloßen Füßen ein paar Schritte ins Wasser ihm entgegen. Da

fang das Kind auf ihrem Arm mächtig zu jauchzen an und wand sich unversehens ihr aus den Händen und schnellte in die flachen Wellen hinab wie ein Fisch, der seinem Fänger aus der Hand wischt. Die Frau schrie laut auf vor Angst und Schrecken, denn das Kind schwamm schnell und sicher, als wär's im Wasser zu Hause, und hätte der Mann nicht alles gesehen und wär er nicht gleich aus dem Boot gesprungen und dem Kleinen entgegen gewatet, dass der ihm grad in die Hände fuhr, — Wellenkind wär ins Meer hinaus geschwommen, und wer weiß, ob die Eltern ihn jemals wiedergesehen hätten.

Bald konnte Wellenkind laufen, und da hieß es nun für die Fischerin achtgeben, denn wenn er nur einen Augenblick sich überlassen blieb, so streckte er gleich das Näschen in die Luft und schnupperte vom frischen, salzigen Meerwind und tappste mit ausgebreiteten Armen und jubelnd, wie er sonst wohl dem Vater oder der Mutter zulief, an den Strand. Spürte er aber erst Wasser an den Füßchen, so wurde er ganz toll vor Freude, schrie und warf sich in den nassen Sand und klatschte mit den Händchen in die anlaufende Flut und strebte auf allen Vieren der Tiefe zu. Der Fischer musste einen hohen Zaun um das Häuschen machen mit einer festen Tür, dass Wellenkind nicht hinauskonnte, sonst hätten sie ihn bald wieder an das Meer verloren, von dem sie ihn hatten.

Die Eltern wären sehr froh gewesen mit ihrem Wellenkind, denn er war ein lieber, frischer Junge und hatte sie beide von Herzen lieb wie sie ihn. Aber wenn sie die Häute zwischen den Fingern sahn und die grünen

Haare, dann tats ihnen leid, dass ihr Kind nicht ganz wie ein rechtes Menschenkind war. Und wenn sie bedachten, wie übergern er sich von den Wellen hätte forttragen lassen und wie er früher schwimmen gekonnt hatte als laufen, dann war ihnen so bang um ihn, als ob er ihnen noch nicht ganz gehörte und etwas Fremdes hätte teil an ihm und könnte ihn wieder fortnehmen. So waren sie oft traurig und oft beteten sie für ihren Jungen, dass er Füßchen und Händchen kriegen sollte wie ein andres Kind. Und die Mutter führte ihn in den Kastanienwald am nahen Berg und zeigte ihm die schönen, braunen Früchte und gab sie ihm zum Spielen und wünschte sich im Herzen, er möchte Haare kriegen so braun wie die Kastanienfrüchte. Eines Nachts, als der Vollmond hell übers Meer und in die Fenster der Fischerhütte schien, wachte die Fischerin auf und war sehr unruhig und konnte lange nicht mehr einschlafen. Sie dachte: „Ich will einmal nach Wellenkind sehn, ob er auch schön schläft und gut zugedeckt ist!“, stand auf und ging an Wellenkind's Bettchen. Das Bettchen war leer, und der Mutter blieb das Herz fast stehen vor Angst und Schrecken, aber sie nahm sich zusammen und schrie nicht auf und trat ans offene Fenster. Da sah sie Wellenkind im Hemdchen draußen am Zaun stehen, und der Mond schien ihm auf die Löckchen, dass sie glänzten wie grünes Gold, und die Arme hatte er durch den Zaun gestreckt und winkte mit den Händchen hinaus, und dazu sang er leis und rief und jauchzte. „Was jauchzt er?“ dachte die Mutter, „jauchzt er, weil das Meer so vom Monde glänzt? Und wem winkt er da

draußen?“ Sie stieg leis ins Fenster, das zu ebner Erde lag, und schaute übern Zaun weg an den Strand. Viele Kinder sah sie da, große und kleine, Mädchen und Knaben, im Sande spielen, die hatten alle grüne Haare wie Wellenkind und Kleider hatten sie keine um die blanken, nassen Körperchen, nur Kränze von grünem Tang und fremden, bunten Blumen. Und in der leisen Brandung spielten noch viele und schaukelten sich auf den stillen Wellen. Denen winkte und rief der kleine Wellenkind, und sie winkten zurück und sangen und riefen zu ihm hin. Und die vordersten gaben ihm von den fremden Blumen, und zweie kletterten hoch am Zaun und saßen oben und reichten mit den Händen hinab nach Wellenkind's Händchen und wollten ihn hinaufziehen und mitnehmen in ihren Reigen. Da konnte die Mutter sich nicht mehr halten und schrie laut auf, und in einem Nu waren all die Meerkinder übern Strand geflohen und warfen sich ins Wasser, dass es rauschte und spritzte und glitzerte im Mondlicht, dann war nichts mehr zu sehn. Wellenkind aber fing an zu weinen, und die Mutter sprang in den Garten hinaus und holte ihn in ihre Arme und trug ihn in sein Bettchen, und da weinte er sich in Schlaf.

Am nächsten Morgen erzählte die Mutter dem Vater, was sich in der Nacht begeben hatte, und der Vater machte ein Gitter ans Fenster, dass Wellenkind nicht mehr hindurchklettern konnte. Aber wenn Vollmondnächte kamen, so wachte Wellenkind auf um Mitternacht und stand am Gitter und schaute hinaus, und draußen hörte man's singen von den Meerkindern,

und sie kamen nah heran und saßen auf dem Zaun und winkten Wellenkind und riefen, er solle zu ihnen kommen und mit ihnen spielen. Und Wellenkind winkte zurück und rief zurück, bis die Mutter erwachte und ihn ins Bettchen holte. Dann verschwanden die Meerkinder, und Wellenkind horchte, ob's wohl noch sänge draußen, und hörte nichts und weinte, bis die Mutter ihn in Schlaf sang. Fischer und Fischerin wurden immer betrübter und banger um ihren Jungen, denn sie konnten ihn ja nicht sein Leben lang hinter Zaun und Gitter halten, und was sollte werden, wenn er größer wurde und allein am Strand oder im Boot blieb und das Meer lockte ihn und die Gespielen aus dem Meer zogen ihn mit sich in die Tiefe? Und sie sann und sann, was sie denn tun sollten, damit Wellenkind ganz ihnen gehörte und ganz ein Mensch würde wie sie.

Einmal, als wieder Vollmond war und durchs Fenster das Singen kam, fiel es der Fischerin ein, die Lieder der Meerkinder zu belauschen. Sie schlich sich zu Wellenkind ans Gitterfenster, aber behutsam, dass er's nicht merkte und die Meerkinder draußen sie nicht sahen, und hockte sich hinter der Fensterbank nieder. Da hörte sie, wie sie draußen ein Lied sangen, um Wellenkind zu sich hinaus zu locken, und das Lied ging so:

Tief, tief drunten im Meeresschoss
Steht unsers Vaters, des Meerkönigs, gläsernes Schloss,
Schaukeln die tausend gläsernen Wiegen, —
Willst du in einer nicht neben uns liegen?

Darfst durch die mondhellen, frischen
Wasser auf silbernen Fischen
Hinaus bis zu den weiten
Palmeninseln reiten.

Darfst ihre goldenen Früchte pflücken,
Mit ihren bunten Zauberblumen dich schmücken,
Mit Wellen und Winden und Tieren und vielen
Geisterkindern aus Höhe und Tiefe spielen.

Und wenn du müd bist, darfst du liegen
Neben uns in den gläsernen Wiegen,
Die schaukelt alle am schimmernden Band
Unsrer Mutter, der Meerkönigin, kühle, weiße Hand.

Als das die Fischerin gehört hatte, wusste sie genug. Sie
nahm Wellenkind und trug ihn in sein Bettchen, und als er
weinte, da setzte sie sich neben das Bettchen und sang, und
ihr Lied ging so:

Schlaf, mein Wellenkind, schlaf ein!
Engel werden bei dir sein,
Schützend um dein Bettchen stehn,
Frieden aus den Flügeln wehn.

Vater hat auf Gott vertraut,
An das Meer sein Haus gebaut.
Mutter hat das Bett gemacht.
Gottes Engel halten Wacht.

Kind, das uns im Netze lag,
Schlaf dich frisch zum neuen Tag!

Sollst im warmen Sonnenschein
Unser frohes Bübchen sein.
Schlaf, mein Kind, schlaf ein!

Da schlief Wellenkind ein. Die Mutter aber weckte den Vater und sagte zu ihm: „Jetzt weiß ich, was wir tun müssen, damit unser Kind uns ganz gehört und ganz ein Mensch wird wie wir. Wir müssen zum Meerkönig und der Meerkönigin und müssen Wellenkind von ihnen freibitten.“ Der Fischer stand auf und sie kleideten sich an und schlossen die Haustür und die Tür im Zaun fest zu und gingen ans Meer.

Am Strande stellten die beiden sich hin und riefen hinaus:

„Meerkönig, Meerkönigin, hört uns mit Gnaden:
Wollet nicht unserm Bübchen schaden!“

Dreimal riefen sie das, dann kam ganz leise die Antwort übers Meer:

„Viel zu weit von unserm Haus!
Fahrt hinaus! Fahrt hinaus!“

Fischer und Fischerin stiegen ins Boot und setzten die Segel, und ein starker Wind hob sich auf, dass das Boot schief durch hohe Wellen sauste und der sprühende Gischt sie durchnässte bis auf die Haut. Vor den Mond zogen große, schwarze Wolken, dass es finster wurde überm Meer, und nur des Fischers Bootslaterne schien mit schwachem, gelbem Licht über die weißen Kämme der Wogen. Nun fing's auch an zu donnern und zu blitzen, und eben wollte die Fischerin in ihrer Angst rufen: „Fahr schon heim, liebster

Mann, damit wir uns aus dem Unwetter noch erretten!“, da fuhr ein Blitz dicht vor ihnen vom Himmel ins Meer und machte das Wasser hell bis zum Grunde, und am Meeresgrunde in einem Garten von grünen Seepflanzen sahen Fischer und Fischerin das gläserne Schloss des Meerkönigs einen Augenblick lang aufleuchten. Dann war wieder alles dunkel, und der Donner rollte und krachte, und die Wogen brüllten und zischten. Aber weil die beiden ihr Ziel so nah gesehen hatten, waren sie wieder mutig geworden. Sie beugten sich über Bord, und weil es so laut stürmte und wettete, schrien sie aus Leibeskräften, damit das Meerkönigspaar sie auch hören sollte:

„König, Königin, hört unsern Schrei:
Gebt unser liebes Kind uns frei!“

Dreimal riefen sie das, dann kam tief aus dem Meer die Antwort:

„Viel zu hoch über unserm Schloss!
Taucht herab in den Meeresschoss!“

Der Fischer wurde blass und sah die Fischerin an, die war auch ganz blass und zitterte. Aber dann sagte sie: „Es ist für unser Kind“, und die zwei fassten sich an den Händen und sprangen miteinander in die wilde Meerflut. Die Wellen schleuderten sie hin und her, dass sie meinten, sie müssten elendiglich ertrinken. Um sie her fuhren die Blitze ins Wasser, und die hohen Wogenberge stürzten über ihnen zusammen und trafen sie hart wie mit Faustschlägen. Als sie aber in

die Tiefe sanken, da wurde das Wasser ganz still, und sie ließen sich ruhig weiter hinuntersinken und konnten im Wasser atmen, ohne zu ersticken, als wären sie Fische geworden. Endlich standen sie am Meeresboden zwischen den hohen, grünen Pflanzen und fremden, großen Blumen, die wie mit bunten Fingern durchs Wasser spielten, im königlichen Garten.

Gar nicht weit vor ihnen stand das gläserne Schloss und gab ein leises Licht rings um sich her, dass sie den Weg sehen konnten. Sie gingen hin, da stand das Tor weit offen, und sie traten hinein und waren in einer großen, gläsernen Halle. Drinnen standen in zwei langen Reihen weißgekleidet und mit grünen Haaren und Augen des Meerkönigs große Söhne und Töchter bis hin zu dem Thron aus roten Korallen am Ende der Halle, und auf dem Thron saß das Königspaar. Die Königin winkte ihnen, und sie schritten durch die Reihen hindurch, und als sie vor dem Thron standen, verneigten sie sich tief. Die Königin fing zu reden an, und es klang, wie wenn in einer Meeresgrotte das Wasser tröpfelt und plätschert; erst hörten sie es nur wie Musik, ohne zu verstehen, was sie meinte. Als sie aber eine Weile hinhorchten, da verstanden sie, dass die Königin sie begrüßte und nach ihrem Begehren fragte. Die beiden fassten sich ein Herz und sprachen zum Königsthron hinauf:

„In finstrer Nacht auf wildem Meer
Sind wir gefahren zu euch her.
Durch Blitze und Fluten sind wir gegangen
Und danken euch, dass ihr uns habt empfangen.

Herr König und Frau Königin,
Hört unsre Bitte mit gnädigem Sinn:
Gebt unser liebes Kind uns frei.
Dass es wie andre Menschenkinder sei!“

Da schaute die Meereskönigin sie freundlich an und sagte zum König: „Weil sie ihr Kind so liebhaben, dass sie ihr Leben darum wagten, bitte ich dich mit ihnen, dass du ihnen Wellenkind ganz zu eigen schenkst.“ Und der König nickte und sprach, und seine Stimme war so gewaltig, dass alle Wände und Säulen der Halle bebten; es klang wie schwere Brandung zwischen Felsen, und alles Glas des gläsernen Schlosses klang mit. Er sagte aber: „Kehrt in Frieden heim! Euer Wunsch ist erfüllt.“

Da weinten Fischer und Fischerin vor großer Freude und dankten viele Male dem Meerkönig und der Meereskönigin. Dann schritten sie durch die Reihen der Meerjünglinge und Meerjungfrauen wieder zum Tor, und alle neigten sich vor ihnen und wünschten ihnen Glück. Am Tor drängten sich neugierig viele von den kleinen Meerkindern, die vor Wellenkind gesungen und gespielt hatten, denen rief die Königin zu: „Zeigt unseren Gästen den Weg zurück!“ Und aus allen Winkeln des Gartens, in dem sie sich getummelt hatten, liefen und schwammen die Kleinen herbei, nahmen den Fischer und die Fischerin in ihre Mitte und schwammen mit ihnen hinauf zur Meeresoberfläche, genau dahin, wo das Boot noch stand und wartete, und es war ihm kein Schaden geschehen. Der Sturm hatte sich gelegt, die schwarzen Wolken waren verweht, der

Mond schien wieder hell vom Himmel, und das ganze Meer leuchtete in seinem Schein. Die beiden stiegen ins Boot, und ein leichter Wind blies in die Segel und trieb das Boot dem Strande zu.

Als Fischer und Fischerin heimkamen, liefen sie gleich an Wellenkind's Bettchen. Da lag ihr Kind und schlief und sah aus wie sonst, nur seine Haare waren braun geworden wie Kastanienfrüchte, und seine Händchen die auf der Decke lagen, waren wie aller Kinder Hände, und die freigewordenen Finger bewegten sich im Schlaf. Leise schlug die Mutter die Decke von des Kindes Füßen zurück, und sieh, auch zwischen den Zehen waren die Schwimmhäute verschwunden. Die Eltern waren sehr glücklich und beteten ein Dankgebet zu Gott und legten sich schlafen und schliefen bis in den hellen Tag, denn sie waren furchtbar müde.

Am Morgen weckte sie Wellenkind und lachte, weil die Eltern sich so verschlafen hatten. Und die Augen, aus denen er sie anschaute, waren jetzt auch nicht mehr grün wie die Augen der Meerkinder, sondern braun und nur ein leiser grüner Schimmer drin. Die Eltern sahen ihn an und merkten, dass sie alles nicht bloß geträumt hatten, sondern dass ihr Kind nun wirklich ein richtiges Menschenkind geworden war. Sie gingen mit ihm zum Strand, und Wellenkind spielte mit den Wellen und baute im Sand wie alle Kinder, ins Meer hinein aber begehrte er nicht mehr. Und seitdem brauchten sie keine Angst mehr um ihn zu haben, denn der Zauber des Meers war von ihm genommen. Aber er behielt das Meer lieb, aus dem er gekommen war, und wurde ein Fischer wie sein Vater.

DIE BRAUTFAHRT NACH SCHWEIGENLAND

ES WAR EINMAL ein junger König, der hatte noch keine Frau Königin, hätte aber gern eine gehabt. So reiste er viel durch fremde Länder, ob er nicht irgendwo eine Prinzessin fände, die er lieb genug hätte, um sie zu seiner Königin zu machen. Und seine Räte zeigten ihm auch oft Bilder von Prinzessinnen, die sah er sich an, ob er sie wohl lieb genug haben könnte. Aber es war keine darunter, die ihm so ganz von Herzen gefiel, wie er's sich wünschte. Bis er eines Tages ein Bild sah, das war so schön und lieb, dass der König gleich rief: „Die und keine andere soll meine Frau Königin werden. Wer ist sie denn?“ „Das ist die Prinzessin von Schweigenland“, sagten seine Räte. „O weh“, sagte der junge König ganz traurig, „dann ist sie nichts für mich.“ Denn er schwätzte nun einmal für sein Leben gern und wollte lieber zehn Stunden reden, wenn es denn sein musste, als eine Stunde schweigen. In Schweigenland aber waren die Leute alle sehr schweigsam, deshalb hats wohl auch so geheißen. Also sagte der König noch einmal: „Dann ist sie wirklich gar nichts für mich!“ und er wollte die Prinzessin von Schweigenland einfach wieder vergessen. Aber das kriegte er jetzt nicht mehr fertig, dazu hatte sie ihm viel zu gut gefallen. Ihr Bild steckte er sich in die Tasche und manchmal nahm er's heraus und schaute es sich an und dachte: „Wär sie bloß nicht aus Schweigenland!“ Und eines Tages machte er sich auf und reiste nach Schweigenland, um die Prinzessin zu sehen.

Das war aber gar nicht so leicht, wie er gemeint hatte. Als der junge König an die Grenze von Schweigenland kam, da lag ein Schlagbaum quer über die Straße, und hinterm Schlagbaum stand der Grenzwächter. „Guten Tag, mein lieber Grenzwächter“, sagte der König, „wie gehts, wie stehts? Was macht die werte Familie? Ich bin der große König Soundso und möchte gern eure Prinzessin heiraten. Hier, siehst du, habe ich ihr Bild. Sie ist so wunderschön und lieb von Ansehen, dass ich sie unbedingt heiraten muss. Sie wird ja ein bisschen zu schweigsam sein, aber das werde ich ihr schon abgewöhnen. Das Reden soll sie bei mir bald lernen, darüber kannst du ganz ruhig sein.“ Und er wollte noch viel mehr sagen, da merkte er, dass der Grenzwächter gar nicht hinhörte. Das war er nicht gewöhnt, denn in seinem Land hörten die Leute immer genau zu, was er sagte, oder sie stellten sich doch so, als ob sie genau zuhörten, und riefen gleich: „Jawohl, Herr König! Gewiss, Herr König! Wie schön der Herr König das sagt!“ Und dann kam er sich immer furchtbar klug vor. Deshalb war er nun recht verwundert und ärgerlich, aber er ließ sich's nicht merken, damit der Grenzwächter ihm nur ja den Schlagbaum öffnen möchte und er nach Schweigenland hineinkäme. „Guten Tag“, sagte der Grenzwächter nun, als ob er nur des Königs Gruß und dann nichts mehr gehört hätte, und weiter sagte er noch: „Wenn du in unser Land hineinwillst, so musst du mir erst versprechen, dass du den Gesetzen des Landes gehorchen wirst. Das erste Gesetz aber heißt: Mehr als zehn Worte am Tag darfst du nicht sagen, außer wenn die Not es gebietet.“ „Du

hast aber jetzt selber schon mindestens vierzig Worte gesagt“, rief der junge König. „Wir Grenzwächter dürfen mehr als zehn Worte sagen“, antwortete der Wächter, „weil wir den Fremden sonst nicht erklären könnten, was hierzulande Brauch ist. Außer uns darf es nur unser König. Willst du mir also das Versprechen geben?“ „Meinetwegen“, brummte der junge König und gab dem Grenzwächter über den Schlagbaum hin die Hand darauf, dass er nicht mehr Worte am Tag sagen wollte, als er Finger an den Händen hatte, solange er in Schweigenland wäre. Da öffnete der Wächter den Schlagbaum, und der König ging über die Grenze, und es kam ihm vor, als ob’s mit einem Mal viel stiller würde. Der Grenzwächter zog nun aus der Tasche eine lange weiße Schnur und steckte sie dem König an der Schulter fest. „Was soll ich mit der Schnur?“ fragte der König. Der Grenzwächter legte zwei Finger an den Mund und sagte: „Sei sparsamer mit den Worten! Jetzt hast du schon sechs von deinen zehn verbraucht.“ Und sogleich machte er ganz flink sechs Knoten in die Schnur. Die Knoten waren so wunderbar geschlungen, dass keiner sie knüpfen und auflösen konnte, der es nicht eigens gelernt hatte. Gelernt hatten’s aber nur die Einwohner von Schweigenland, und die verrieten nie einem Fremden das Geheimnis der Knoten. Der König hätte gerne noch viel gefragt und gesagt, aber er sah auf die weiße Schnur mit den sechs Knoten, das waren sechs verlorene Worte, und ihm blieben für den Tag nur noch vier. Da wurde ihm bange, und er schwieg und nickte dem Wächter noch ein-

mal zu und ging die Straße weiter nach Schweigenland hinein.

Schweigenland war ein schönes Land. Es hatte große, schattige Wälder und weite, sonnige Felder, und das Laub war dicht, und das Korn stand hoch. Weit in der Ferne sah man den blauen Berg, an dessen Hängen lag die Hauptstadt und auf seiner höchsten Spitze das Königsschloss. Aber alles war leiser als anderswo. Der Wind fuhr leiser durch die Bäume, als ob im Wald jemand schlief, den er nicht wecken wollte. Die Vögel sangen leiser, als ob sie von einem Geheimnis sangen. Die Hunde bellten leiser, und die Hähne krächten leiser in den Höfen am Weg, als ob sie beim Bellen und Krähen auch noch eins auf das andere horchen wollten. Die Menschen aber, die dem jungen König unterwegs begegneten, die schwiegen alle und nickten nur zum Gruß mit dem Kopf oder lächelten herüber. Einige hatten ebensolche weißen Schnüre von der Schulter hängen wie der König, das waren Fremde wie er. Denn die Schweigenländer selbst, die hatten so gut schweigen gelernt, dass man ihre Worte nicht nachzuzählen brauchte; es wurden schon von selber nicht zu viele. Dem jungen König wurde ganz sonderbar vor all der Stille. Manchmal war ihm dabei so recht fromm und wohl zumut, manchmal war ihm auch sehr eng und bange zumut, und manchmal juckte es ihn in der Kehle, einmal tüchtig loszuschreien und los zu schwätzen, aber er dachte an sein Versprechen und blieb still, wenn es ihm auch schwerfiel.

Gegen Abend kam der König an ein Wirtshaus, und weil er sehr müde und hungrig war und die Haupt-

stadt noch weit, so kehrte er ein. Drinnen stand der Wirt hinter seiner Theke. Der König nickte ihm zu, und der Wirt nickte zurück, und dann rief der junge König: „Ein Essen, einen Wein!“ Sogleich kam der Wirt hinter seiner Theke hervor und machte dem König noch vier Knoten in die weiße Schnur. Nun hatte er Knoten drin soviel wie Finger an den Händen und durfte den ganzen Tag kein Wort mehr sprechen. Als er genug gegessen und getrunken hatte, gähnte er und legte den Kopf auf den Arm wie zum Schlafen und sah den Wirt dabei an, damit der ohne ein Wort verstünde, er wollte ein Zimmer haben. Der Wirt Verstands auch und führte ihn in ein Zimmer, und dort legte der König sich schlafen. Nun war er aber leider ein sehr verwöhnter junger König und schlief nur, wenn er drei ganz weiche Kissen unterm Kopf hatte, aus Daunen und in Seide. Im Bett aber lag nur ein einziges Kissen und besonders weich war es auch nicht, sondern bloß ein gutes, sauberes Leinenkissen. Wie das der König merkte, wurde er aber ganz böß und sprang aus dem Bett und lief an die Tür und vergaß, dass er kein Wort mehr frei hatte und was er dem Grenzwächter versprochen hatte, und schrie durchs Haus: „Was ist das hier für eine Wirtschaft! Was soll das heißen, mir ein einziges Kissen ins Bett zu legen und aus gemeinem Leinen und hart wie Stein? Sofort drei seidene Daunenkissen her! Ich will euch lehren, wie man einen König bettet!“ Und so immer weiter. Nun könnt ihr euch denken, wie in das stille Schweigenland, und auch noch bei Nacht, so ein langes Geschrei hinpasste. Der Wirt und seine Frau Wirtin und

seine Kinder und sein ganzes Hausgesinde, die standen nur da und sahen sich an und schüttelten die Köpfe. Und in allen Bauernhöfen ringsherum wurden die Leute wach und machten Licht und sahen sich an und schüttelten die Köpfe. Auch die Pferde und die Kühe in den Ställen standen von ihrer Streu auf und horchten und wunderten sich und schüttelten die Köpfe. Die Hunde schüttelten die Köpfe und bellten ein bisschen, die Hähne schüttelten die Köpfe und krächten ein bisschen, der Wind schüttelte sich und rauschte ein bisschen. Und wer von den Leuten noch zwei Worte übrig hatte, der sagte: „Nein, sowas!“ Die schweigenländische Polizei aber schickte zehn Mann in das Wirtshaus, die nahmen den jungen König gefangen und machten seine Schnur ganz voller Knoten und banden ihm den Mund zu und marschierten mit ihm nach der Hauptstadt von Schweigenland, um ihn vor ihren König zu Gericht zu führen.

Als sie beim blauen Berg ankamen, war es gerade Morgen geworden. Die Hauptstadt war ganz aus großen Steinquadern erbaut, die waren aus dem blauen Berge gebrochen, und der Stein war weißlich mit leisen, blauen Fleckchen und Äderchen drin, so wie manchmal die Blume Hortensia aussieht. Das war eine wunderschöne Stadt, aber der gefangene König war so voll von Ärger, dass er gar nicht merkte, wie schön sie war. Als er nun ins Schloss vor den Thron des Königs von Schweigenland geführt wurde und der sah die vielen, vielen Knoten in seiner Schnur, da erschrak der alte König von Schweigenland ordentlich und schüttelte den Kopf und sprach: „So hat noch

niemand gegen unser erstes Gesetz verstoßen! Warum hast du das getan?“ Der gefangene König aber machte schon die ganze Zeit ein wütendes Gesicht und wollte sprechen und konnte nicht, weil ihm doch der Mund verbunden war, und hatte die ganzen Backen dick voller Worte, und als der Alte ihm nun den Verband vom Mund nehmen ließ, da platzte er auch gleich los: „Gar nicht hab’ ich gegen euer Gesetz verstoßen! Unschuldig bin ich gefangen und hierher geschleppt worden! Im Gesetz heißt es ja: wenn die Not es gebietet, darf man mehr als zehn Worte reden. Nun, ich bin der große König Soundso, und doch hat man mir statt dreier seidener Daunenkissen nur ein einziges, ganz gemeines Leinenkissen ins Bett getan. Wenn das keine Not ist!“ „Nein“, sagte der König von Schweigenland, „wenn einer ins Wasser gerät oder ins Feuer und kann sich allein nicht heraushelfen, das ist eine Not. Aber ich bin doch auch ein König und schlafe auch nur auf einem Leinenkissen. Das ist keine Not.“ „Pfui!“ rief da der junge König, „wie kann ein König auf so gemeinem Zeug schlafen! Und überhaupt, was ist das für ein Königreich, wo die Winde so leise wehen und die Hähne so leise krähen und die Leute müssen ihre Worte zählen! Ihr seid wohl so dumm, ihr Schweigenländer, dass ihr nicht mehr als zehn Worte am Tag zu sagen wisst?“ Das rief der gefangene König und stellte sich recht breitspurig dazu hin und wartete, was die Schweigenländer nun wohl dazu sagen würden. Aber die sagten gar nichts und sahen ihn bloß an. Auch der alte König auf seinem Thron sagte gar nichts und sah ihn bloß an. Da wurde dem jungen König

wieder ganz sonderbar vor all der Stille. Auf einmal sah er: nahe bei dem Thron saß auf einem Sessel die wunderschöne Prinzessin von Schweigenland, die er hatte heiraten wollen. Die hatte er vorher gar nicht gesehen. Nun schämte er sich sehr vor ihr, dass er so laut und so frech gewesen war, und er dachte: „Was kann ich nur tun, um das alles wieder gut zu machen?“ Aber da sagte der alte König auch schon: „Führt ihn zur Grenze und weist ihn aus meinem Lande!“ Und die zehn schweigenländischen Polizisten nahmen den jungen König in ihre Mitte und führten ihn hinaus. In der Tür schaute er sich noch einmal nach der Prinzessin um, die war in Wirklichkeit noch viel wunderschöner und lieber anzusehen als auf dem Bilde. Aber nach dem gefangenen König schaute sie nicht hin, sondern sah nur still unter sich auf den Boden, als wäre sie traurig. Auch der gefangene König wurde jetzt sehr traurig und ließ sich ganz still fortbringen, aus dem Schloss zuerst und dann aus der Hauptstadt und zuletzt aus dem Lande Schweigenland.

Als er aber wieder daheim war, da ließ er sich die Traurigkeit nicht anmerken und tat ganz vergnügt. Des nachts schlief er auf seinen drei seidene Daunenkissen und schwätzte den ganzen Tag. Und seine Räte sagten wieder zu allem, was er schwätzte: „Jawohl, Herr König! Gewiss, Herr König! Wie schön der Herr König das sagt!“ Da musste der junge König denken: „Was bin ich doch für ein weiser und mächtiger König!“ Und er ärgerte sich sehr, dass er sich in Schweigenland alles so ruhig hatte gefallen lassen, und sagte bei sich: „Wartet nur, ihr dummen, stummen Schwei-

genländer! Jetzt komme ich ein zweites Mal in euer Land, und diesmal werdet ihr mich nicht so leicht wieder los!“ Er schickte Boten durch sein ganzes Königreich und ließ die Trommeln schlagen und die Trompeten blasen und die Fahnen schwingen und alle Männer vor sein Schloss zusammenrufen. Die bekamen alle bunte Uniformen an und Säbel und Gewehre, und als das ganze große Heer gerüstet war, setzte der König sich auf sein Pferd und ritt all den vielen tausend bunten Soldaten voraus gegen Schweigenland. Sein Land war aber viel größer als Schweigenland und hatte deshalb auch viel mehr Soldaten. So wurde es ein leichter Krieg. Der junge König eroberte ganz Schweigenland und nahm die Grenzwächter und die Polizisten und das ganze schweigenländische Heer gefangen und die Schlagbäume an der Grenze ließ er alle zerhacken und das Gesetz von den zehn Worten am Tag erklärte er für ungültig.

Dann ging der junge König ins Schloss und sagte zu dem König von Schweigenland: „Da wär ich wieder, aber jetzt bist du mein Gefangener.“ „Das bin ich“, sagte der alte König. „Nun“, sagte der junge König, „du hast es Wahrhaftig nicht um mich verdient, aber ich will dir eine große Gnade erweisen und deine Tochter zur Frau nehmen.“ „So“, sagte der alte König, „dann geh nur zu ihr und sag’s ihr. Sie ist da drinnen in ihrem Zimmer.“ Da ging der junge König zu der Prinzessin ins Zimmer und sagte zu ihr: „Ich bin der weise und mächtige König Soundso. Ich habe euer ganzes Land erobert und euer ganzes Heer und den König, deinen Vater, gefangen genommen. Aber

ich will dir eine große Gnade erweisen und dich heiraten und zu meiner Frau Königin machen, wenn ihr es auch wahrhaftig nicht um mich verdient habt.“ Er war aber noch nicht fertig mit dieser Rede, da sah er schon die wunderschöne Prinzessin nicht mehr, sondern nur den leeren Stuhl, auf dem sie eben noch gesessen hatte. Da wunderte sich der König sehr und sah sich im ganzen Zimmer um und konnte gar nichts mehr sagen vor Schrecken, denn die Prinzessin war nirgends zu finden, bis sie auf einmal wieder auf ihrem Stuhl saß. „Es war doch nicht böse gemeint“, sagte der König, „und deshalb verschwindet man nicht gleich. Du bist ja die schönste, liebste Prinzessin, die es gibt und je gegeben hat und geben wird. Siehst du, hier habe ich dein Bild in der Tasche, das trage ich immer bei mir, und wenn ich allein bin, ziehe ich es hervor und schau es an und kann mich nicht satt dran sehen, weil du eben nun einmal die allerschönste, allerliebste Prinzessin bist, die es gibt und je gegeben hat und geben wird. Und wenn du mich jetzt nicht gleich heiratest, dann macht mir das ganze Regieren keinen Spaß mehr.“ Aber auch mit dieser Rede war er noch nicht fertig, da war die Prinzessin schon wieder verschwunden. Und viele Stunden ging es so fort: wenn der junge König schwätzte, dann wurde die Prinzessin unsichtbar; wenn er eine Weile schwieg, dann saß sie wieder da. Ob der König nun bat oder drohte, schmeichelte oder schalt, das half ihm alles nichts. Sobald er ins Schwätzen kam, — weg war die Prinzessin. Und weil er in seiner Not immer mehr schwätzte, war sie schließlich überhaupt nicht mehr zu sehen. Denn die

wunderschöne Prinzessin von Schweigenland kann nur sehen, wer schweigt oder doch gut schweigen kann. Als der junge König sie nun gar nicht mehr sah, da wurde er sehr traurig und ging fort und dachte: „Was nützt mir nun mein ganzes Heer und all meine Macht und dass ich das ganze Land erobert habe, wenn ich meine Prinzessin doch nicht sehen kann?“

Am nächsten Tag kam er wieder zur Prinzessin und schwätzte schon nicht mehr so viel und fragte nur: „Was muss ich denn tun, um dich immer sehen zu können?“ Da lächelte die Prinzessin ganz freundlich und sagte: „Schweigen lernen.“ Der junge König ging wieder fort und schwieg den ganzen Tag und die ganze Nacht. Im Anfang fiels ihm schwer, am Ende gings aber schon recht gut. Am Morgen darauf ging er zum dritten Mal zur Prinzessin und sagte: „Prinzessin, ich glaube, ich kanns.“ Da lächelte die Prinzessin noch freundlicher als am Tag zuvor und sagte: „Dann lass uns ein bisschen zusammen schweigen!“ So setzte er sich der Prinzessin gegenüber, und sie schwiegen beide, und es war gar nicht mehr schwer. Als sie lange Zeit so dagesessen und geschwiegen hatten, da vernahm der junge König auf einmal eine ganz leise Musik, die hörte sich an, als käme sie von sehr weit her, und sie klang so wunderschön, wie der König nie eine Musik hatte klingen hören. Eine Weile horchte er, dann fragte er die Prinzessin: „Was ist das für eine Musik?“ Die Prinzessin wurde sehr froh, als er das fragte, und sie antwortete: „Das ist die Musik, die die Sterne machen, wenn sie durch den Himmel gehen. Niemand kann sie hören, als wer gut und tief zu

schweigen versteht. Und nun weißt du das Geheimnis von Schweigenland. Wir Schweigenländer können alle die schöne Sternenmusik hören, und die Fremden, die bei uns gewesen sind und das Gesetz gehalten haben, die können sie auch hören. Darum ist auch bei uns alles so leise, damit keiner gestört wird, der die Sternenmusik hören will. Da du sie jetzt aber hörst, so weiß ich, dass du das Schweigen richtig gelernt hast. Und weil du es aus Liebe zu mir gelernt hast, will ich jetzt auch gern deine Frau werden.“ Soviel hatte die Prinzessin noch nie in ihrem Leben geredet. Der junge König war sehr glücklich und sagte es der Prinzessin und weiter sagte er noch: „Aber du kommst mit mir in mein Land, und ein bisschen mehr als zehn Worte am Tag möchte ich doch reden dürfen und möchte auch, dass du mir mehr antwortest.“ „Das verspreche ich dir“, sagte die Prinzessin, „wenn du nur das Schweigen nicht mehr verlernen willst. Und meines Vaters Reich musst du wieder freigeben, und das alte Gesetz soll wieder darin gelten, damit es ein Land auf der Erde gibt, wo die Sternenmusik immer zu hören ist.“ Der junge König versprach es ihr und hat es auch gehalten. Und er nahm sie mit in sein Königreich und machte sie zu seiner Frau Königin, wie er’s sich gewünscht hatte. In Schweigenland aber herrschte wieder der alte König.

TAG UND NACHT

DIE SONNE war die Mutter, der Mond war der Vater, die Sterne waren die Kinder. Einmal ging der Vater mit den Kindern am Himmelsgewölbe spazieren, und sie nahmen jedes seine Lampe mit sich, der Vater eine große Lampe, die Kinder lauter kleine Lämpchen. Die allergrößte Lampe aber war bei der Mutter geblieben.

Als der Vater mit den Kindern in die Dunkelheit kam, da fingen ihre Lampen recht hell und schön zu leuchten an. Sie freuten sich an den vielen Lichtern, die so golden in der Dunkelheit hingen, und auch die Dunkelheit freute sich dran, und die Sterne und die Dunkelheit spielten miteinander. Dann gingen sie mit ihren Lämpchen im Reigen um den Vater und seine große Lampe, und auch die Dunkelheit ging mit im Reigen. So spielten sie lange fort, und oft sagte der Vater: „Wir wollen wieder zur Mutter gehn, es ist schon spät!“ aber immer wollten sie weiterspielen und baten den Vater, noch bleiben zu dürfen, und auch die Dunkelheit bat mit. Da gab denn der Vater ihnen immer wieder nach, bis sie alle eine große Sehnsucht nach der Mutter bekamen. Sie schauten aus, wo die Mutter wäre, und ein paar von ihnen riefen: „Dort drüben, auf der andern Seite der Erde, sehen wir den Schein von ihrer großen Lampe.“ „Dann wollen wir schnell dorthin!“ rief der Vater. So drängten sie alle denen nach, die den Schein gesehen hatten, und wanderten miteinander am Himmelsgewölbe nach der anderen Seite der

Erde. Und auch die Dunkelheit wanderte mit ihnen, weil sie die lieben Lichter nicht mehr lassen wollte. Aber soviel sie auch wanderten, der Schein blieb immer gleich weit und wollte nicht näherkommen. Unterdessen nämlich hatte die Mutter gedacht: „Wo bleiben der Vater und die Kinder denn so lang? Ich will sie suchen gehn.“ Und sie schaute aus, wo sie wären. Da sah sie auf der anderen Seite der Erde den Schein von ihren kleinen Lämpchen. So dachte sie: „Ich will schnell dorthin!“ und nahm ihre große Lampe und wanderte am Himmelsgewölbe nach der anderen Seite der Erde. Aber soviel sie auch wanderte, der Schein blieb immer gleich weit und wollte nicht näherkommen, weil ja Vater und Kinder auch wanderten wie sie selber. Ihr müsst euch das so denken, wie wenn zwei Kinder sich um einen dicken Baum herum nachlaufen, und jedes kann immer gerade noch den Rücken vom andern sehn, aber weil sie beide gleich schnell laufen und keines bleibt stehen und keines kehrt sich um, so fangen sie sich nie. Ganz ebenso liefen nun die Mutter hinter den Kindern und dem Vater, und der Vater mit den Kindern und der Dunkelheit hinter der Mutter her am Himmelsgewölbe, immer um die Erde herum, immer um die Erde herum. Jedes sieht den Schein vom Licht der andern und hat Heimweh danach, dass wieder alle beisammen wären. Aber weil sie gleich schnell laufen und keines bleibt stehen und keines kehrt sich um, so wandern sie heute noch einander nach um die Erde. Wenn sie aber doch einmal sich wiederfinden, dann ist der schönste Tag. Dann scheinen Sonne, Mond und Sterne zu gleicher Zeit.

Vögele der Maggid (eBook)

Eine Geschichte aus dem Leben einer kleinen jüdischen Gemeinde
von Aaron David Bernstein, 1864
+ Vögele der Maggid für klassische Gitarre

Mendel Gibbor (eBook)

von Aaron David Bernstein, 1865
+ Mendel Gibbor für klassische Gitarre

Die vierte Galerie (eBook)

Ein Wiener Roman
von Oskar Rosenfeld, 1910
+ Die vierte Galerie für klassische Gitarre

Tage und Nächte (eBook)

Novellen
von Oskar Rosenfeld, 1920
+ Tage und Nächte für klassische Gitarre

Mendl Ruhig (eBook)

Eine Erzählung aus dem mährischen Ghettoleben
von Oskar Rosenfeld
+ Mendl Ruhig für klassische Gitarre

Vom Cheder zur Werkstätte (eBook)

Eine Erzählung aus dem Leben der Juden in Galizien von F. v. St. G.
Moritz Friedländer, Wien 1885
+ Vom Cheder zur Werkstätte für klassische Gitarre

Gedichte (eBook)

von Ludwig Franz Meyer
+ Ein Gedicht für klassische Gitarre

Polnische Juden (eBook)

Geschichten und Bilder von Leo Herzberg-Fränkell,
1888, dritte vermehrte Auflage
+ Aus der vergangenen Zeit für klassische Gitarre

Eduard Kulke, Ausgewählte Werke (eBook)

+ Musiknoten für das Stück Voskobari 167 für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 1. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 139“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 2. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 140“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth von Hugo Barbeck, 1878 (eBook)

+ Noten „Voskobari 146“ für klassische Gitarre

Für unsere Jugend. Ein Unterhaltungsbuch für israelitische Knaben und Mädchen.

Herausgegeben von E. Gut (eBook)

+ Noten „Voskobari 143“ für klassische Gitarre

Songs from the Ghetto By Morris Rosenfeld (eBook)

„Mein Judentum“ (eBook)

Die hauptsächlichsten unterscheidenden Merkmale des Judentums und des Christentums. Für jung und alt dargestellt von Isaac Herzberg

+ Noten „Voskobari 145“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Berlin von Ludwig Geiger, 1871 (eBook)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Die Juden in Trier von Fritz Haubrich (eBook)

+ Noten „Voskobari 149“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Magdeburg von Dr. Moritz Spanier (eBook)

+ Noten „Voskobari 150“ für klassische Gitarre

Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz von Dr. Siegmund Salfeld (eBook)

+ Noten „Voskobari 160“ für klassische Gitarre

11 Bücher von Ida Oppenheim (28.8.1864 – 19.10.1935) (eBook)

+ Noten „Voskobari 151“ für klassische Gitarre

8 Bücher von Isaak Herzberg (18.6.1857 – 6.11.1936) (eBook)

+ Noten „Voskobari 152“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Olmütz von Prof. Dr. Berthold Oppenheim (eBook)

+ Noten „Voskobari 153“ für klassische Gitarre

Märchen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 142“ für klassische Gitarre

Novellen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 154“ für klassische Gitarre

Jüdisches Kind aus dem Osten von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 136“ für klassische Gitarre

Wölfleins Liebe, Roman aus dem Kinderleben, von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 157“ für klassische Gitarre

Weitere Texte von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 158“ für klassische Gitarre

Sünde wider den Geist von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Bilder aus dem Leben jüdischer Sträflinge, von Abraham Guttman (eBook)

+ Noten „Voskobari 141“ für klassische Gitarre

Dorfjuden. Ernstes und Heiteres von Ostischen Leuten + Ostdeutsches Judentum.

Tradition einer Familie, von Heinrich Kurtzig (eBook)

+ Noten „Voskobari 159“ für klassische Gitarre

Das Mädchen von Tanger. Einer wahren Begebenheit nacherzählt, von Dr. W. Herzberg (eBook)

+ Noten „Voskobari 155“ für klassische Gitarre

Wenn das Glück will. Eine Erzählung aus dem Orient von S. D. Weiskopf (eBook)

+ Noten „Voskobari 137“ für klassische Gitarre

Zwei Generationen. Erzählungen + Vom östlichen Judentum. Religiöses, Literarisches, Politisches, von M. J. Bin Gorion (eBook)

+ Noten „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Kinder des Ghetto Band I/II + Tragödien des Ghetto, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten „Voskobari 272“ für klassische Gitarre

Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs (1738-1909)

+ Juden Freiburg i. B., von Adolf Lewin (eBook)

+ Noten „Voskobari 279“ für klassische Gitarre

Die Judenmassacres in Kischinew von Berthold Feiwel (eBook)

+ Noten „Voskobari 277“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), Zwei Werke in Jiddisch und Deutsch (eBook)

Jüdisches Kind aus dem Osten / (Di Yidishe Neshome) די יידישע נשמה

Der Baum und der Vogel / דער בוים און דער פֿויגל

+ Noten „Voskobari 136“ und „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

„Der Baum und der Vogel“ von Clara Michelson (1881-1942) auf Deutsch, Englisch, Französisch, Hebräisch, Jiddisch und Russisch (eBook)

+ Noten „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), ENFANT JUIF DE L'EST (Jüdisches Kind aus dem Osten), L'ARBRE ET L'OISEAU (Der Baum und der Vogel) (eBook)

+ Sheet music The Song Of The Bird for classical guitar

Liebesgeschichten aus vielen Ländern von Meir Aron Goldschmidt (eBook)

+ Musiknoten für das Stück „Voskobari 161“ für klassische Gitarre

Altneue Menschen, Ein Judenroman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Ver Sacrum, Roman einsamer Mädchen von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 419“ für klassische Gitarre

Eva, Roman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 276“ für klassische Gitarre

Kindertage, Erinnerungen aus einem jüdischen Lehrerhaus von Samuel Blach (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 138“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 1. + 2. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 282“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 3. + 4. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 291“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 5. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 286“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 6. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 301“ für klassische Gitarre

Fünf Wochen in Brody unter jüdisch-russischen Emigranten. Ein Beitrag zur Geschichte der russischen Judenverfolgung von M. Friedländer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 300“ für klassische Gitarre

Die russischen Judenverfolgungen. Fünfzehn Briefe aus Süd-Russland (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 275“ für klassische Gitarre

Die Judenstadt von Lublin von Majer Balaban (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 292“ für klassische Gitarre

Ostjüdische Legenden von Jonas Kreppel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 298“ für klassische Gitarre

Der Rabbi von Liegnitz von Ascher Sammter (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 417“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Arthur Silbergleit (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 389“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Else Croner (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 412“ für klassische Gitarre

Von polnischen Juden (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 392“ für klassische Gitarre

Moses Pipenbrinks Abenteuer. Die seltsamen Erlebnisse eines kleinen jüdischen Jungen von C. Z. Klötzel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 422“ für klassische Gitarre

Deutscher Kinderfreund für Israeliten (Seiten 1-104) von Dr. S. Werxheimer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 414“ für klassische Gitarre

Fünf Bücher von Jizchok-Leib-Perez (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 401“ für klassische Gitarre

Sammlung preisgekrönter Märchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 424“ für klassische Gitarre

Träumer des Ghetto, Band I/II, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 283“ für klassische Gitarre

Die Familie y Aguillar, Erzählung von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 426“ für klassische Gitarre

Jüdische Sagen und Legenden für jung und alt, gesammelt und wiedererzählt von Dr. Bernhard Kuttner, 1. – 6. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 396“ für klassische Gitarre

Am Bahnhof und andere Novellen von Dowid Bergelson (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 411“ für klassische Gitarre

Jossele, Aus dem polnisch-jüdischen Jargon nach einer Erzählung von Jakob Dieneson frei bearbeitet, von Albert Katz (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 647“ für klassische Gitarre

Sippurim, Sammlung jüdischer Volkssagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten und Biographien berühmter Juden, 1. – 8. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 651“ für klassische Gitarre

Gedichte von Anna Joachimsthal-Schwabe (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 650“ für klassische Gitarre

Das Baby-Liederbuch von Tom Freud (eBook)

Der Schlafgott, Aus der Märchensammlung von Hans Christian Andersen, illustriert von Suska (Anny Engelmann) (eBook)

+ Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023)

Von Kindern und Tieren, Bilder von Suska (Anny Engelmann), Ohne Text, dafür passende Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023) (eBook)

Der Kinder Bunte Welt in Garten, Haus und Feld, Verse von verschiedenen Dichtern, Mit Bildern von Anny Engelmann, 1928, Neu bearbeitet von Heinz-Gerhard Greve (2023)

+ Noten für das Stück „Old And New“ für klassische Gitarre (eBook)

6 Bücher illustriert von Suska (Anny Engelmann) inkl. Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (eBook)

Das ist meine Welt!, an illustration by Anny Engelmann (1897-1942)

+ Voskobari 861, composed 2025 for classical guitar (eBook)

Ein Tag im Haushalt illustriert von Anny Engelmann (1897-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 666 für klassische Gitarre (eBook)

Wittewoll schlafen, Gedicht von Paula Dehmel, Komponist: M. Georg Winter (eBook)

3 Bücher illustriert von Hilde Koch (eBook)

Zwei Werke von Rahel Meyer (1806-1874): Rachel, Eine biographische Novelle von der Verfasserin der "Zwei Schwestern", 1859 / Zwei Schwestern, Ein Roman, 1853

+ Noten für das Stück Voskobari 663 für klassische Gitarre (eBook)

Zwei Romane von Rahel Meyer (1806-1874): Wider die Natur, 1863 / In Banden frei, 1865

+ Noten für das Stück Voskobari 632 für klassische Gitarre (eBook)

Spatz macht sich, von Meta Samson, Illustrationen von Lilly Szkolny, 1938

+ Noten für das Stück "Voskobari 654" für klassische Gitarre (eBook)

4 Bücher von Emma Bonn (1879-1942), Abkehr / Das blinde Geschlecht / Kind im Spiegel / Sonne im Westen

inkl. Noten für klassische Gitarre, Heinz-Gerhard Greve (2025) (eBook)

Das Tränentuch / Der tote Herr Sörensen, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 640 für klassische Gitarre (eBook)

Die Verirrten, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 644 für klassische Gitarre (eBook)

Die Mündung, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 656 für klassische Gitarre (eBook)

Feiertagsmärchen, von Frieda Mehler (1871-1943) (eBook)

Wir, von Frieda Mehler (1871-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 733 für klassische Gitarre (eBook)

Von Wege, von Frieda Mehler (1871-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 738 für klassische Gitarre (eBook)

Mirjams Wundergarten, von Setta-Cohn Richter (1891-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 715 für klassische Gitarre (eBook)

In der Dämmerstunde, von Jenny Bergmann (1895-1944)

+ Noten für das Stück Voskobari 749 für klassische Gitarre (eBook)

Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden, herausgegeben von Dr. Eugen Tannenbaum

+ Noten für das Stück Voskobari 736 für klassische Gitarre (eBook)

Drei Tage in Jüdisch-Russland, von Dr. Isaak Rülff

+ Noten für das Stück „Das Pferd“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Dybuk, Dramatische Legende in vier Akten, von Salomon Anski

+ Noten für das Stück „Dornröschens Hofball“ für klassische Gitarre (eBook)

Unter jüdische Proletariern, Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Russlan, von Saul Raphael Landau

+ Noten für das Stück „Mailied“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Sohn des Hofagenten, von Heinrich Reuß

+ Noten für das Stück „Zwergenschmiede“ für klassische Gitarre (eBook)

Aus dem Tagebuch einer jüdischen Studentin, von Dr. Raphael Breuer

+ Noten für das Stück „Hexenritt“ für klassische Gitarre (eBook)

Gut Jomtob!, von Lion Wolff

+ Noten für das Stück „Gut Jomtob“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Rabbi von Suwalki, Novelle von Selig Schachnowitz

+ Noten für das Stück „Heimkehr“ für klassische Gitarre (eBook)

Jüdische Märchen und Sagen, von Heinrich Reuß

+ Noten für das Stück „Voskobari 750“ für klassische Gitarre (eBook)

Aus dem Ghetto, Erzählungen aus dem vorigen Jahrhundert , von Moritz Steinhardt

+ Noten für das Stück „Erinnerung“ für klassische Gitarre (eBook)

Mendele, von Schemarja Gorelik

+ Noten für das Stück „Sorglos“ für klassische Gitarre (eBook)

Im goldenen Garten, von Josefa Metz

+ Noten für das Stück „Spaziergang“ für klassische Gitarre (eBook)

Kindergedichte, von Josefa Metz

+ Noten für das Stück „Sonntag“ für klassische Gitarre (eBook)

Sünde / Eine glückliche Ehe / Zusammenhang, von Josefa Metz

+ Noten für das Stück „Tagtraum“ für klassische Gitarre (eBook)

Eva, Aus einer glücklichen Kindheit, von Josefa Metz

+ Noten für das Stück „Voskobari 734“ für klassische Gitarre (eBook)

Sagen polnischer Juden, von Alexander Eliasberg

+ Noten für das Stück „Voskobari 743“ für klassische Gitarre (eBook)

Das Lichterhaus im Walde. Eine Erzählung für die jüdische Jugend von Leo Hirsch

+ Noten für das Stück „Voskobari 724“ für klassische Gitarre (eBook)

Kleine Märchen, illustriert von Tom Freud

+ Noten für das Stück „Auf der Wiese“ für klassische Gitarre (eBook)

Die Fischreise, von Tom Freud

+ Noten für das Stück „Labyrinth“ für klassische Gitarre (eBook)

Das Buch der Dinge, von Tom Freud

+ Noten für das Stück „Gute Zeit“ für klassische Gitarre (eBook)

Das Haus meiner Großeltern, von Jecheskel Kotik

+ Noten für das Stück „Favorite“ für klassische Gitarre (eBook)

Licht in der Finsternis, Ein Judenroman aus Polen, von Eliza Orzeszkowa

+ Noten für das Stück „Im Wald“ für klassische Gitarre (eBook)

Sheet music of Musikverlag Ulrich Greve:

14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar, 3 rd edition	eBook Paper book	UG 1038 UG 1039
14 Songs By Mark Warshawsky, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1253 UG 1254
14 Yiddish Love Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1255 UG 1256
14 Yiddish Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1258 UG 1259
12 Yiddish Cradle Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1260 UG 1261
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, 2 nd Edition, 18 Pieces*	eBook Paper book	UG 1026 UG 1027
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Second Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1028 UG 1029
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Third Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1030 UG 1031
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fourth Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1032 UG 1033
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fifth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1034 UG 1035

Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Sixth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1036 UG 1037
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Seventh Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1040 UG 1041
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eighth Book, 11 Pieces*	eBook Paper book	UG 1042 UG 1043
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Ninth Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1044 UG 1045
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Tenth Book, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1055 UG 1056
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eleventh Book, 26 Pieces*	eBook Paper book	UG 1110 UG 1111
An Old Man / ἀνδρεῖος, 2 pieces for 10-string classical guitar*	eBook	UG 1095
Music for 10-string Classical Guitar inspired by a Retirement Home 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1146 UG 1147
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Women 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1154 UG 1155
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1171 UG 1172
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Ways 20 Pieces*	eBook Paper book	UG 1176 UG 1177
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the Curves of Guitars 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1181 UG 1182
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Moments 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1197 UG 1198
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the end of the 10-string guitar 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1203 UG 1204
Old Man Suite (ἀνδρεῖος / An Old Man / Mr Hiller's Hill) dedicated to Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1158 UG 1159
YEPES Suite for Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1205 UG 1206
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, 2 nd edition, 14 Pieces*	eBook Paper book	UG 1024 UG 1025
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, Second Book, 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1092 UG 1093
Classical Guitar Music inspired by a Retirement Home 36 Pieces*	eBook Paper book	UG 1142 UG 1143

Classical Guitar Music inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1160 UG 1161
Classical Guitar Music In A House 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1211 UG 1212
Classical Guitar Music In An Unknown Chamber 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1225 UG 1226
Interludes 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1240 UG 1241
Original Pieces For 10-string Guitar, Compilation of books „Beautiful Music For 10-string Classical Guitar“ 1 to 9 + 5 extra pieces + New compositions for 6-string classical guitar + 14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar + One new composition for Renaissance and one for Baroque lute	eBook Paper book	UG 1053 UG 1054
New Original Music For 11-string Alto Guitar, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1049 UG 1050
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Second Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1062 UG 1063
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Third Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1089 UG 1090
New Original Music For 13-string Classical Guitar, First Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1058 UG 1059
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Second Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1060 UG 1061
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Third Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1064 UG 1065
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fourth Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1067 UG 1068
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fifth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1069 UG 1070
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Sixth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1076 UG 1077
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Seventh Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1112 UG 1113
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Eighth Book (e tuning), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1114 UG 1115
Barock Mood, Original Music For 13-string Classical Guitar (baroque tuning in d minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1187 UG 1188
Awesome music for 13-string guitar (D minor tuning), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1216 UG 1217

New Beautiful Duets For 6- and 10-string Classical Guitar, First + Second Book 20 Pieces*	eBook	UG 1079
	Paper book	UG 1080
New Beautiful Duets For 6-string Classical and 11-string Alto Guitar, 10 Pieces*	eBook	UG 1083
	Paper book	UG 1084

Noten und Bücher zum kostenlosen Download hier:

<https://ulrich-greve.eu/free/others.html>

* *Composer: Heinz-Gerhard Greve*